

Herausgegeben von Walther Hofstaetter

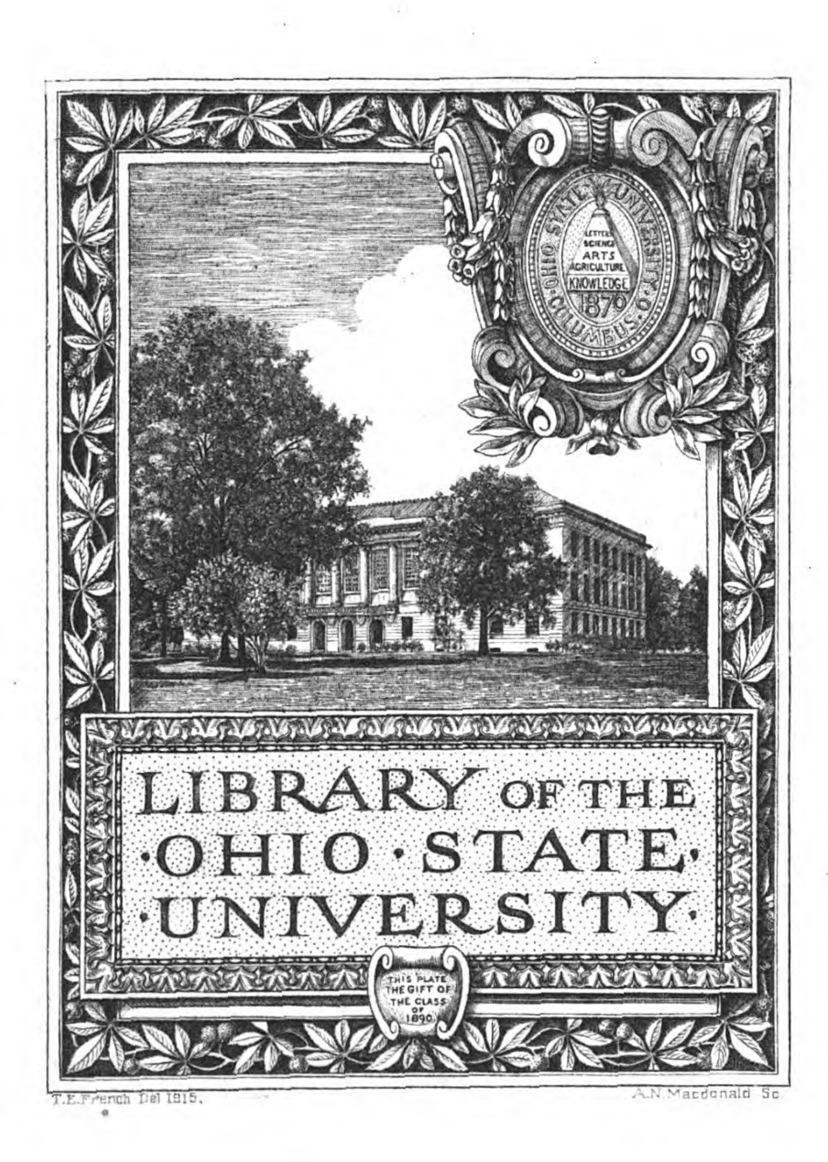
Nr. 3

Deutsche Frömmigkeit

Von

Heinrich Schmid-Kugelbach

Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase
Prag Leipzig Wien

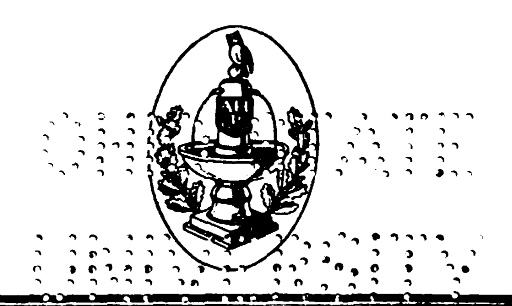

LETTERS
SCIENCE
ARTS
AGRICULTURE
KNOWLEDGE
1870
OHIO STATE UNIVERSITY
COLUMBUS. O.
LIBRARY OF THE
·OHIO·STATE·
·UNIVERSITY·
THIS PLATE
THE GIFT OF
THE CLASS
OF
1890
T.E.French Del 1915.
A.N.Macdonald Sc.

Volksbücher zur Deutschkunde
Herausgegeben von Walther Hofstaetter
Nr. 3

Deutsche Frömmigkeit

Von

Heinrich Schmid-Kugelbach



Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase
Prag Leipzig Wien
1918

Inhalt





Die Urkunden des deutschen Glaubens.

Welche Urkunden müssen wir befragen, um das Wesen des deutschen Glaubens zu erspüren?

Es scheint klar genug zu liegen. Denn öfter als einmal hat der deutsche Geist die Gründe seines Glaubens vor sich und anderen aufzudecken versucht. An der Gedankenarbeit der mittelalterlichen Kirche hat er mit heißem Bemühen teilgenommen und hat gleich Italienern, Franzosen und Engländern „Summen" der Gottesweisheit errechnet. Als der Glaubenszwiespalt kam, bewiesen die frömmsten Geister, die schärfsten Gehirne Grund und Wahrheit ihrer Frömmigkeit und brachten sie in Katechismen, Bekenntnissen und Artikeln zur Niederschrift, welche jeden Zweifel so sicher abweisen mußten wie nur irgendeine rechtliche Urkunde. Gab es dennoch Zweifel über das Wesen des Glaubens, so trat gerüstet die Theologie auf den Plan, bewies schlüssig seine Kräfte und Wege und erforschte alle Räume der Religion. Bald unterstützt, bald abgelöst wurde sie durch die Philosophie, die in Deutschland nicht ihre schlechtesten Kräfte anspannte, um Wesen und Recht der Religion zu ergründen, und in neuen, großartigen Urkunden legten die berufensten Meister ihre religiösen Erkenntnisse nieder.

Auch wir werden die Urkunden befragen, die der denkende Geist geschrieben hat, aber nicht sie allein. Denn der Glaube gestaltet den Gedanken, so führt denn auch vom Gedanken eine Spur zum Glauben zurück. Aber nicht die einzige Spur, und nicht die sicherste!

Liefen freilich alle deutschen Gottesgedanken in gleichen Linien; fänden sich theologische und philosophische Sätze, auf denen sich alle Glaubenslehren als auf einem gemeinsamen Grund einigten, und wären diese Sätze so beschaffen, daß sie sich von der französischen, englischen, russischen Art der Gottesgedanken unterschieden, dann möchte es wohl angehen, aus den bewußten Selbstbezeugungen der deutschen Religion, aus ihren Lehren und Weistümern allein, ihr Wesen zu erheben. Aber die Geschichte zeigt



uns anderes. Ganz abgesehen davon, daß wir von weiten Strecken der deutschen Vergangenheit — etwa von unserem Altertum — gar keine oder nur vieldeutige Urkunden des religiösen Denkens besitzen, so stimmen die deutschen Glaubensgedanken schon in ihren Hauptsätzen so wenig miteinander überein, daß sie sich oft gerade da, wo der Einigungspunkt liegen müßte, aufs heftigste befehden. Was hier als innerstes Heiligtum gilt, wird dort als Aberglaube verlästert; ein und derselbe Gedanke — dem einen höchste Weisheit, dem andern Narrheit und Irrtum. Wie ließe sich aus Denksätzen restlos das Wesen eines einheitlichen deutschen Glaubens erfassen, wenn die Erscheinungen der deutschen Religion — Katholizismus, Protestantismus, Idealismus, um die wichtigsten zu nennen — sich auf so völlig verschiedene, ja unverwandte Gedanken und Lehren gründen?

Hier ist unsicheres Gebiet. Die Lehrsätze sind nicht die rechten, jedenfalls nicht die zuverlässigsten Urkunden der deutschen Religion. Man erfährt es ja bei jedem frommen Menschen, daß er von der Lehre allein nicht lebt, und unter den wahrhaft berufenen Denkern des Glaubens ist keiner, der nicht von Zeit zu Zeit, wissend oder unbewußt, sich über alle Lehren emporflüchtet, ja seiner eigenen Gedanken vergißt, um desto inniger seines Glaubens zu leben. Die Augsburger Konfession ist nicht der erschöpfende Ausdruck des protestantischen Glaubens, der Katechismus Romanus umschließt nicht die ganze katholische Frömmigkeit, die Sätze Kants oder Fichtes genügen nicht, um den Glauben des Idealismus wirklich zu erfassen; und wenn uns selbst die Aufgabe gestellt wäre, unsere Religion in Worte zu bringen, wenn es uns gelänge, widerspruchslos Satz an Satz zu fügen, Irrtümer auszuschließen, nichts von dem zu verschweigen, was an Gottesgedanken in uns lebt, und nichts verworren oder schillernd auszudrücken — unser wirklicher Glaube würde sich schließlich doch sträuben, in diesen Sätzen sein Bild zu sehen, und unser Geist fröre und hungerte dabei. Wir lehnen es kräftig ab, Gedanken und Lehren als den einzigen und eigentlichen Ausdruck unseres Ewigkeitssinnes anzuerkennen — weil wir Deutsche sind. In dieser Weigerung tritt bereits ein Zug der deutschen Glaubensart zutage. —

Welche Urkunden befragen wir?

Es hat Religionen gegeben, deren Wesen sich in dem Wollen und Tun ihrer Bekenner völlig geoffenbart hat. Um etwa das späte Judentum in seiner Eigenart zu erforschen, betrachten wir

das Tun und Lassen des Judenvolkes, das im Sabbath, in dem großen zehnfältigen und dem kleinen hundertfältigen „du sollst" oder „du sollst nicht" des Gesetzes und in den streng gehaltenen Fasten-, Kult- und Lebensgebräuchen festgelegt ist — und ein klares, fast völliges Bild der jüdischen Religion steigt herauf. Aber der deutsche Glaube kennt nicht ein solches Mindestmaß gemeinsamer religiöser Pflichten, aus denen seine Art vollständig abzulesen wäre. Gewiß gehört zur deutschen Religion in stärkstem Maße Handeln — denn noch ist Michael, der Schwertbereite, der deutsche Schutzengel; gewiß ist der große Pflichtgedanke auch in den Kreis unserer Religion hereingezogen worden. Kant, der die Religion die Erkenntnis der Pflichten als göttlicher Gebote nennt, ist ein deutscher Mann; gewiß fordert der deutsche Glaube überall tapferes und opferbereites Wirken. Aber welcher Kreis von Taten und religiösen Pflichten wäre zu nennen, aus dem die Art des deutschen Glaubens in ihrer Tiefe erkannt würde? Der deutsche Geist hat es immer wieder abgelehnt, seinen Glauben mit der Ableistung einzelner Pflichten gleichzusetzen — bald still in die Tiefen tauchend, wo noch andere Kräfte verborgen sind als religiöse Pflichten, bald in wütender Empörung gegen die Umfälschung des Glaubens in äußere Werke, die die Seele nicht satt machen können. Nähmen wir als Wesen der deutschen Religion einen festen Kreis von Dingen an, die man tun muß, stellten wir unseren Glauben mit religiösen Geboten, vielleicht gar nur Bräuchen, gleich — wir könnten nur ein Zerrbild der Wirklichkeit sehen.

Welche Urkunden müssen wir lesen, um den deutschen Glauben zu begreifen? Wir tun das Buch der tausend Blätter auf, wir suchen seine zahllosen Zeichen zu entziffern, die farbensatte Fülle seiner Bilder zu erfassen — das Buch nicht des deutschen Denkens, nicht der deutschen Taten allein, sondern *des deutschen Lebens*.

Da ist ein gläubiges Bauernvolk. Ihm ist sein Glaube gewiß nicht nur Urväterhausrat, sondern er wird ihm immer wieder zu lebendiger Kraft. Es wehrt oft starr und unliebenswürdig die Bestreitungen seines Glaubens ab, auch wo er Aberglaube ist; es läßt sich seine frommen Gedanken über Busch und Baum, Tier und Stein nicht leicht nehmen, seine ehrfürchtige Scheu vor den verborgenen Gewalten des Lebens nicht ernstlich anfechten. Es hält, oft in täglichem Kampf, sein heldenhaftes oder kümmer-



liches Gottvertrauen fest. Wesentlich ist ihm die Stellung zu Geld und Gut: sie sind ihm zwar ein hoher Wert und werden ihm in der Wirklichkeit oft zur Befleckung der Seele, doch weiß es der deutsche Bauer, so weit er über den Tag hinaus denkt, als ein Unrecht, in Geld und Gut Genüge zu haben. Wo er dichtet — im Märchen — und wo er urteilt — in der Sitte — da ist der Geizhals ein Bösewicht, wert, daß ihn das Gold zu Tode regnet und daß ihn Brüder und Nachbarn meiden. Auch ist noch der Ekel vor dem lebendig, was das Licht scheut, soweit das Volk nicht zum Pöbel geworden ist. Die heilige Fehme hat seit dem Mittelalter zwar ihre Formen gewandelt, führt aber noch weithin in den Bräuchen des Volkes ihr Schwert. Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung religiöser Pflichten ist unerläßlich: dem fränkischen Bauern steht es nicht an, sich abseits seiner Kirche zu halten, der Altbayer versäumt weder Osterbeichte noch Fasttag noch Wallfahrt noch sonst etwas von dem, das in Geltung steht. Kirchenandacht, Hausandacht, auch die stille Andacht des einzelnen hinterm Pflug, vor dem Ernten, an einer Lebenswende ist nicht bloß Form, sondern notwendiger Ausdruck eines Lebens, welches mehr als das Heute weiß oder begehrt. Daß bei dieser Volksfrömmigkeit Herkommen und Zwang nicht die entscheidende Rolle spielen, bezeugen die völlig freien Äußerungen des Gottsinnes allerorten: im Herrgottswinkel ist das Bild des gekreuzigten Heilandes mit dem geschmückt, was Wald und Garten bringen; in vielen Gegenden werden die Häuser mit frommgedachten Bildern geziert; das „Marterl", das im Alpengebiet die Stätte eines jähen Todesfalles bezeichnet, bildet stets nicht nur den Unfall, sondern auch irgendeine Beziehung zu dem ab, das über allem Schicksal waltet, und der fromme Sinn hat dabei die unbeholfene Hand so stark geführt, daß ein Mensch, der zu betrachten weiß, selbst an einem so dürftigen Bildwerklein einen Ewigkeitsgruß empfinden mag. Es gibt keine Gegenstände bäuerlichen Lebens, bei denen die Beziehung zum Ewigen fehlte: St. Leonhard sorgt fürs Vieh, St. Florian ist das Haus befohlen, die heiligen drei Könige bewahren Stall und Stube vor Unheil und Unholden, der Heiland wird bei jeder Mahlzeit zu Gast gebeten, die Gottesmutter geht aus und ein und verschmäht nicht aus einer Ackerwinde zu trinken. Weihnachten naht: das Wunder von Bethlehem wird mit Innigkeit in Krippenspielen dargestellt, in zarten Liedern besungen — uralt und alle Jahre aus

frommen Gemütern nicht nachgesungen, sondern neugeboren; Leidwoche und Ostern steigen herauf — ein frommes Volk begleitet sie mit hundert zarten Bräuchen und innigen Gesängen, und an Pfingsten wiederholt sich Brauch und Sang. Es soll kein Ding im Leben, kein Tag im Jahr übrig bleiben, der armselig für sich frieren müßte und der nicht irgendwie an die Ewigkeit angeschlossen wäre. Hier lesen wir Urkunden des deutschen Glaubens, die besser zeugen als klar gewortetes Denken.

Wir blättern im Lebensbuch unseres Volkes herum, nach rückwärts, nach vorwärts. Wir lesen, was Tacitus vom deutschen Glauben bekundet. „Die Götter zwischen engen Wänden einzusperren und von ihnen menschenähnliche Bilder zu machen, duldet des Germanen hohe Vorstellung von der Herrlichkeit des Himmlischen nicht. In heiligen Wäldern und Wiesen betet er sie an. Die Götter sind ihm nur ein Begriff, in dem ihm das Unnennbare, Unbegreifliche, das er in innerer Andacht fühlt, nahbar wird." — Als Heinrich Seuse der Mystiker vom Altar aus seine Seele zu Gott emporschickt, da gelten ihm weder Altar noch Kirchenwände mehr, sondern versinken vor seinem schauenden Geist; dafür aber „nahm ich vor meinen inneren Augen mich selber nach allem, das ich bin, mit Leib, Seele und allen meinen Kräften und stellte um mich alle Kreatur, die Gott je schuf, ein jegliches sonderlich mit Namen, es wären Vögel der Luft, Tiere des Waldes, Fische des Wassers, Laub und Gras des Erdreichs und das unzählige Grieß in dem Meer, und dazu all das kleine Gestäube, das in der Sonne Glanz scheinet und all die Wassertröpflein, die von Tau, von Schnee oder Regen je fielen oder immer fallen, und wünschte, daß deren jegliches hätte ein süßaufdringendes Saitenspiel, wohlbereitet aus meines Herzens innerstem Safte, und also aufklingend ein neues hochgemutes Lob brächte dem geminnten zarten Gott von Ende zu Ende". Paul Gerhard feiert sein Sommerfest in seines Gottes Garten und weiß sich des Ewigkeitsgefühles kein Ende, und schon die Herrlichkeiten des Gartens zu nennen ist ihm Andacht und Erhebung:

„Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist die Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh
Ins tiefe Gras gesprungen."

Goethe hält seine Andacht, sei es ehrfürchtig ein Tier, einen Halm, eine fliehende Wolke oder das fallende Wasser betrachtend, sei es in der tiefen Erkenntnis: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." Und anderswoher singt der deutsche Glaube:

„Waldeinsamkeit! —
Du grünes Revier,
Wie liegt so weit
die Welt von hier!
Schlaf' nur, wie bald
Kommt der Abend schön,
Durch den stillen Wald
Die Quellen gehn.
Die Mutter Gottes wacht,
Mit ihrem Sternenkleid
Bedeckt sie dich sacht
In der Waldeinsamkeit.
Gute Nacht! Gute Nacht!" —

Auch wir mußten lernen, dem weltnotwendigen Mechanismus uns anzupassen und die Maschine zu preisen — Max Eyth ein ehrendes Gedächtnis! — und wir freuen uns des stattlichen Denkens, wenn der Fabrikheizer seine hundertpferdige Maschine lobt. Aber doch begehrt, wo nicht Wirtshausgewohnheit und Vereinsstumpfsinn überhandgenommen haben, auch unser Fabrikarbeiter immer noch den Sonntag irgendwo im Grünen zu verfeiern, um den Zusammenhang mit der Schöpfung nicht zu verlieren. Wer nach den Urkunden des deutschen Glaubens sucht, der darf das tapfere Geraniumstöcklein in der Kellerwohnung eines rauchigen Gewerkvorortes nicht übersehen und den Gesang des Kanarienvogels in der Küchenstube eines Fabrikwebers nicht überhören. Auf der Bergeshöhe, unterm saphirblauen Himmel, kaum vom Horizont beengt, weitet sich die Seele eines deutschen Wanderers und streckt sich der Unendlichkeit entgegen; auf dem hohen Meer dehnt sich der Geist, vergißt menschlicher Schranken und ist der Ewigkeit gewärtig; von Bienen umsummt, vom Heidekraut umduftet, entzückt uns ein Tag Wanderschaft durch die Lüneburger Heide. Einen glitzernden Eiszapfen vom Vordach abzuschlagen hegt einer Scheu und wagt es nicht, das aus dem Walde tretende Reh zu erschrecken oder das Murmelgebet des Bächleins in der Waldestiefe durch alltägliche Gespräche zu lästern. Ein dürftig Pflänzlein tut's dem Deutschen



an, daß er es hegen und pflegen muß, ein armseliges Tier wird sein Freund, Haus- und Wandergenosse. Von seinem mühseligen Werk hinterm Ladentisch, hinter Zahlen und Listen, aus irgendeiner Fröhnerei sehnt er sich nach jener Freiheit, die der blaue Himmel umgrenzt, ja für die er nicht Grenze ist, sondern viel eher ein tiefes Meer, auf dem der Geist nach der grenzenlosen Ewigkeit fährt. Denn das sind nicht nur Bezeugungen reiner Naturliebe, die gelegentlich über die Seele flutet und ebbt. Der deutsche Geist vielmehr spürt sich mit tausend Fäden dem ganzen Wesen der Natur eingesponnen und begreift sich selbst daran. Fehlt ihm dieses Einsinken in die Schöpfung, so wird er leicht matt und krank, wird es ihm aber zuteil, so genest er zu seinem eigenen, ja zu einem erhöhten Leben. Darum wollen die tiefen und zarten Äußerungen des deutschen Naturgefühls nicht als Stimmung allein gewürdigt werden, sondern als Urkunden des deutschen Glaubens.

Es gibt aber keine gültigere Urkunde lebendigen Glaubens als lebende Menschen selbst. Wie in den rein religiösen Großen unseres Volkes der Glaube alles gestaltet hat, wie er dem Dichter des alten sächsischen Gedichtes „Heliand" die Farben mischt und die Worte durchpulst, wie er Luthers Leben zu einem täglichen Kampf um „einen gnädigen Gott" werden läßt, wie er den Lebenstag des frommen Regensburger Bischofs Michael Sailer zu solcher Milde und Güte reift, daß ein in religiösen Dingen streitzerrissenes Geschlecht sich an dieser Gestalt tröstete und auferbaute — das ist zu sagen nicht not. Auch könnte man jene als Einzel- und Ausnahmegestalten betrachten und etwa ablehnen, in ihnen Ausprägungen eines allgemein geltenden deutschen Wesens und Glaubens zu sehen.

Das aber gilt bündiger, daß wir in jedem deutschen Jahrhundert eine Fülle einfältig gläubiger Gemüter finden, deren Leben völlig von Glauben getragen war und die, ohne sonderlich weit über die Volksgenossen hervorzuragen, schlichte Verkündiger und Dolmetscher des deutschen Glaubens geworden und als seine Sprecher von ihrem Volk anerkannt worden sind. Man mag an Jung-Stilling und Matthias Claudius denken, an Mörike oder Bogumil Goltz oder wer es sei. Es ist kein Leser, der nicht einen Liebling an diesen Platz zu stellen wüßte; er tu' es getrost und lese auch von ihm die Wesensart deutscher Religion ab, wenn es sich gleich um einen vergessenen Namen handelt.



Auch ließe sich nachweisen, daß in großen Deutschen, die sich nicht unmittelbar als Herolde der Religion berufen fühlen, doch der Glaube eine heißarbeitende Kraft ist. Daß Walther von der Vogelweide nicht so mannliche Weisen wider böse Gewalten und für des Reiches Herrlichkeit gefunden hätte ohne lebensstarkes Ewigkeitsgefühl, daß Wolframs Parzival zu seinem eigenkräftigen Leben, zu seinem heiligen Kampf, zu seinem erlösenden Mitleid nicht geboren worden wäre, wenn den Dichter nicht die Gottesminne in tiefer Seele bewegt hätte — das gibt uns das Recht, auch in diesen Gestalten Urkunden des deutschen Glaubens zu lesen.

Größere Bilder steigen herauf: die deutsche Mystik des Mittelalters gibt sich kund. Aller Not und Zeit ledig werden, Gott gegenwärtig spüren, die Seele in Gott versenken, das Leben mit der Ewigkeit in Zusammenklang bringen und immer neue Gottespforten erschließen — das ist die deutsche Mystik. Sie hatte ihre Führer und Helden — Meister Ekkehart, Suso, Tauler —, aber es tut nicht not, sie zu wissen. Denn sie beruhte nicht auf den Führern allein, sondern zog so weite Kreise, daß man sie als Volkserscheinung ansprechen darf. Von einem so gottdurchglühten Prediger wie Berthold von Regensburg schlug sie auf Tausende hinüber, und die Tausende bilden das Volk. Es waren Kleriker und Adelige, Handwerker und Frauen, die begierig aufnahmen, was die großen Meister sprachen — in der von ihnen unsagbar veredelten Volkssprache, denn sie begehrten vom Volk verstanden zu werden. Kein Volk hat Gleiches erlebt. Darum mag die deutsche Mystik in besonderem Maß die deutsche Frömmigkeit bekunden.

Es war eine Höhezeit des deutschen Glaubens. Nicht seine einzige, und nicht seine letzte.

Eine andere hohe Zeit für den deutschen Glauben stellt sich dar, die Zeit der Klassiker. Sie wird von vielen immer noch falsch eingeschätzt und zu eng begrenzt. Als ob die großen Klassiker nur um den Lorbeer des Dichters gerungen hätten! Zur Not mag's von Wieland gelten — und Wieland ist dem Volk längst gestorben. Aber Lessing, Herder, Schiller, Goethe werden so lange mißverstanden, als man nicht erkennt, daß sie von einer einzigen Lebensangelegenheit getrieben sind: nicht nur die Kunst, sondern das Leben in seinen Verknüpfungen zu erfassen und dem Sein einen Sinn abzugewinnen. Von diesem religiösen Drang

aus will Herders ganze unruhige Schriftstellerei betrachtet werden und ebenso erklären sich die trotzigen Verteidigungs- und Angriffskämpfe, die Lessing mit der Theologie und Philosophie seiner Zeit geführt hat, als auch „Nathan der Weise". Und Schillers Werk? Nein, nicht reine Dichtkunst, sondern ein flammender Glaube, der den Räuber Moor und den Marquis Posa, die Jungfrau von Orleans und Max Piccolomini gestaltet. Bei Goethe ist es uns endlich feste Erkenntnis und Denkgewohnheit geworden, daß wir sein Dichten mit seinem Leben in nächster Verbindung sehen müssen, und sein Leben war ein Kämpfen um den Sinn des Seins, um das Tiefste. So sind uns die Klassiker in hohem Maß Beurkunder des deutschen Glaubens — nicht nur ihres eigenen, sondern des Glaubens ihres Volkes, welches sie im Gefühl innerster Verwandtschaft als seine Klassiker ehrt und sich von ihnen in immer tiefere Lebensgründe führen läßt, so oft ein neues Geschlecht seinen Lebenstag feiert, so oft ein Lehrer aufs neue ihre Weisheit lehren, so oft ein junges Gemüt zum erstenmal mit ihnen in Berührung kommen darf.

Weil der Glaube überall in der Kunst nach Ausdruck begehrt, so dürfen und wollen auch ihre Gebilde nach seinem Wesen befragt sein. Es scheint, als ob das für die religiöse Kunst unseres Volkes an besonderer Weise gälte. Anderwärts geschieht es, daß die Kunst die Gegenstände des Glaubens ergreift als Stoffe, daran sie sich entfaltet und verherrlicht, als Stützgestelle, an denen sie sich emporrankt. So wenigstens mutet uns oft Rafael und die Fülle der italienischen religiösen Malerei an — Michelangelo und etliche wollen freilich ausgenommen sein. Wir halten jeden beliebigen von unserem Volk anerkannten religiösen Maler dagegen: den älteren Holbein oder Richter oder Rethel — am besten doch Albrecht Dürer, etwa in seinen Passionsbildern. Hier benutzt nicht die Kunst den religiösen Gegenstand, sondern sie ringt mit ihm, um sich von ihm mit Kraft segnen zu lassen. Der Glaube ist Meister: er gibt seiner Dienerin, der Kunst, den Auftrag, mit ihren Mitteln die ewigen Geheimnisse zu ergründen. Vielleicht gilt es in der Musik ähnlich: mit süßem Wohlklang die Ewigkeit zu grüßen oder mit feierlichem Pathos sie von ferne, fast abgewandt, zu ehren — so mag es im allgemeinen von französischer und italienischer Kirchenmusik gesagt sein. In Deutschland aber verherrlicht nicht die Musik den Glauben, sondern der Glaube ist's, der tätig wird und in der Musik sich die Ewigkeit erringen

und ersingen will. Der Glaube singt aus der Bachschen Matthäuspassion und aus dem Brahmsschen Requiem, aus dem Lied „Es ist ein Ros' entsprungen" und aus dem „Stille Nacht, heilige Nacht" des bayrischen Dorfschulmeisters.

Wie Dürers Gemälde die verschiedensten und scheinbar unverwandtesten Menschenkinder zur „Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit" vereinigt, so finden sich die verschiedensten Geister zur Bezeugung des deutschen Glaubens zusammen. Noch scheint ihre Fülle ungestaltet und blendet, ja verwirrt den Geist, der in ihrer Menge Sinn und Ordnung vermißt. Mag's vorläufig geschehen — aber indem wir im Buch der Urkunden der deutschen Religion lesen, überwältigt uns jedenfalls eine Erkenntnis: neben der nach außen entfalteten Macht und Herrlichkeit unseres Volkes steigt vor unseren Blicken eine neue Welt herauf, die ein verborgenes, aber kräftiges Leben führt und völlig eigenen Gesetzen gehorcht: das Deutschland des fromm vertrauenden Bauern, der andachtserfüllten Gottesdiener, der starken, ewigkeitsberührten Geister, der innigen und trotzigen Sänger, der Dome und der Weihnachtslieder — das glaubende Deutschland.

Der deutsche Glaube.

I. Die Eigenart des deutschen Glaubens.

Man möchte verzagen, in der Fülle der Erscheinungen die Einheit zu finden, die wir den deutschen Glauben oder die deutsche Frömmigkeit nennen. Dennoch lernt, wer diese deutsche Frömmigkeit nachzuerleben sich bestrebt, auch diese Fülle zu deuten, und erkennt, wovon alle die Gestalten leben, die vorübergezogen sind. Das ist ihnen gemeinsam: der Geist leidet Not in den Schranken natürlicher Enge, und es drängt ihn, sie zu zerbrechen; er wehrt sich, von Naturnotwendigkeiten eingegrenzt zu werden; sein eigenes Ich wird ihm zu arm und gering, aufquillt in ihm der Haß gegen das nur Heutige und das, was sich den Sinnen als einzige Wirklichkeit der Welt aufdrängt; der verrinnende Tag, „die gemeine Deutlichkeit der Dinge" wird sein Feind. Da reißt es ihn empor, hoch über Menschliches hinaus — die Sehnsucht nach einem volleren Leben steht am Anfang; sie ist der Keimpunkt der deutschen Religion. Der Meister Ekkehart hat die große Erkenntnis, wenn er den noch zeitgebundenen Gemütern



predigt: „Könnt ihr es nicht haben, so habt doch ein Sehnen danach! Mag man aber auch das Sehnen nicht haben, so sehne man sich doch wenigstens nach einer Sehnsucht!" Faust will den gewöhnlich-natürlichen, so engen und dem Altern und Sterben so pflichtigen Kräften den Abschied geben und begehrt nach des Lebens Bächen, nach seiner Quelle, Luther erstickt unter allem Menschenwerk und sucht allein „einen gnädigen Gott"; und wenn im Weltschmerz, im ersten bitteren Erleben der Tatsache, daß dem unendlichen Wollen endliche Schranken gesetzt sind, ein Jünglingsgemüt sich verzehrt und verlodert, so kann's nur ein kaltsinnig Unfrommer verspotten — wer vom Glauben weiß, dem ist auch die schmerzliche, hilflose Sehnsucht ehrwürdig als eine Urregung deutscher Frömmigkeit.

Entschlossene Weigerung, sich mit einem im Vergänglichen erfüllten Leben zu bescheiden — damit beginnt der deutsche Glaube, und hierin liegt ein Stück seines Eigenwesens, das sich von der Religiosität anderer Völker unterscheidet. „Am Anfang ist der Zweifel. Er fragt, forscht, erobert neue Erkenntnisse des Lebens und der Welt" — so wurde es von Frankreich aus gelehrt, und so ist's romanisch bis zum heutigen Tag. „Am Anfang steht die Sehnsucht" — das war deutsch, das ist deutsche Glaubensart bis heute. Dort ist die Religion vorwiegend im Bezirk des Verstandes beheimatet, hier aber — in welchem Raum des Geisteslebens haust sie hier?

„Religion ist Gefühl", so lautet die neue Erkenntnis Schleiermachers, die mehr oder minder eingeschränkt zur Geltung gekommen ist und die uns wirklich fördert, da sie den Unterschied deutscher und romanischer Frömmigkeit zu klären imstande ist. Doch schon lauern boshafte Mißverständnisse am Weg. Gefühl — also das Reich der sentiments, das schwüle Halbdunkel, welches das klare Licht scheut? Das Gebiet der Stimmungen, Weihrauchduft und Orgelklang, das Reich des schönen Kultus, „Andacht verkuppelnd mit der Sinne Brunst"? Der Bezirk der heimlichen Kräfte, die den Tag nicht überwinden, sondern fürchten, und die zu schwach, zu nichtig und zu verlogen sind, um das menschliche Gesamtleben zu ordnen und umzugestalten? Es waren nicht wenige aus Schleiermachers romantischer Gefolgschaft, die sich an solcher Art des Glaubens genügen ließen. Ihre Geistverwandten sind nicht ausgestorben, sondern beharren als gefährliche Feinde der deutschen Frömmigkeit, die einen schwülen Nebel

für klare Gottesluft und ein krankes Gemächte für Lebenskraft ausgeben — wir verstehen und teilen den Zorn, mit dem sie der hellgeistige Gottfried Keller in der Novelle „Das verlorene Lachen" in der Gestalt des Pfarrers ablehnt. Diese gefühlige Religion ist nicht deutscher Glaube, sondern sein Zerrbild. Schleiermacher selbst hat es fester und frömmer gemeint.

Uns starrt das Leben entgegen, dem wir untertan sind: geboren werden müssen, zu Wachstum und Reife, zu Liebe und Haß gezwungen werden, altern und sterben müssen — so heißt es über jeder atmenden kleinen Welt; „alles wird Staub, Sterne sie fallen wie welkendes Laub", so heißt es über der großen Welt des Alls; von tausend Notwendigkeiten umsponnen sein und unter einem erbarmungslosen Muß stehen — so gilt es über allem. Wenn in Spittelers Weltgedicht „Der olympische Frühling" der Meister des Geschehens sich offenbart, so nennt er sich: „Ich bin Ananke, der gezwung'ne Zwang." Unter solcher Tyrannei muß das Handeln eng, das Leben klein und matt werden. Das ist die Wirklichkeit; keiner kann sich ihr entziehen, keiner, der gesunder Sinne ist, darf sie leugnen oder verspotten. Aber nun wacht der Glaube auf und wagt das Unerhörte: er wagt, sich an dieser Wirklichkeit nicht genügen zu lassen; mag er sie verachten oder sich ihrem Recht bescheiden beugen — jedenfalls gibt er ihr nicht das einzige Recht, sondern begehrt nach einer höheren Wirklichkeit, nach einem lebendigeren Leben als jenes ist. Was jene sinnliche, so sehr gegenwärtige Wirklichkeit des Müssens ist, kann ihn nicht mehr befriedigen, und was sie an Einzeldingen, an Erscheinungen, an Erfahrungen ihm aufdrängt — er wittert und sucht ein Leben, das wahrer ist als ihre Wahrheiten, wirklicher als ihre Erscheinungen, tiefer als ihre Erkenntnisse, und vor allem: stärker als ihre Kräfte, wonniger als ihr Glück. Darum ist er voll von Heimweh: es zittert durch die Predigten der großen Mystiker des Mittelalters, aus den Gesängen grüßt es:

> „Ich wollt', daß ich daheime wär'
> Und aller Welt nicht diente mehr —"

wer die fromme Sehnsucht ahnt, der versteht, daß es sich hier nicht nur um das Erleben einer künftigen Zeit, sondern auch eines gegenwärtigen höheren Lebens mitten in dieser Zeit handelt. — Jung-Stillings feines Wort war vielen Stillen und Starken im Land ein Labsal: „Selig sind, die da Heimweh haben,



denn sie sollen nach Hause kommen," und ähnlich nennt der Denker des deutschen Glaubens, Lagarde, ihn „das Heimweh, — die bittersüße, wie eines Atems Steigen und Fallen rastlos durch die Seele webende Sehnsucht des Kindes nach Hause zu kommen".

Die tiefst verborgenen Kräfte zu erspüren und zu einem Leben vorzudringen, das alle täglichen und gewöhnlichen Dinge hinter sich läßt; eine Fülle zu erreichen, die an dem, worin wir von der Natur eingeschränkt sind, gar nicht gemessen werden darf — das kann niemals die Arbeit des Denkens allein werden. So ist denn dieses Heimweh auch nicht nur ein Bedürfnis des Denkens; vielmehr besteht hier eine Angelegenheit, die den Menschen mit seinem ganzen Gemüt, mit allen seinen Kräften angeht und die so groß ist, daß er dabei scheitern muß, wenn er mit Herkömmlichem sich begnügt. Das Abgeleitete, Angelernte will nötigenfalls vergessen werden, das ganze Innere muß in zitternde Bewegung und Hingabe geraten können und die tiefsten Brunnen unseres Lebens müssen sich öffnen — höheres Leben wird nicht errungen, wo nicht der Geist imstand ist, höhere Kräfte aufzubieten als es jene sind, welche der sinnlichen Wirklichkeit, welche den Geschäften des Verstandes und den Forderungen eines heutigen Tages genügen. So haben wir es denn mit einer besonderen, nicht vergleichbaren Kraft zu tun, welche nach dem Ewigen greift; sie ist das kennzeichnende Organ des deutschen Glaubens und begründet seine Eigenart.

Wer nennt den Namen dieser Eigenkraft? Schleiermachers Wort vom „Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit" belehrt uns wohl darüber, daß hier die Werke des Verstandes nicht zulangen; auch Fichtes Bezeichnung der deutschen Glaubensgrundkraft als „Ursprünglichkeit" (wesentliche Deutsche sind die, welche „das Nichtige entschieden fallen lassen und aufmerkend dastehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde") ist ein schönes und bedenkenswürdiges Wort. Es gäbe viele andere Namen für jene Grundkraft der deutschen Frömmigkeit. Ob wir sie, eingedenk ihres Unterschiedes von allem, was nur in das äußere Bereich unserer Gedanken und Gewohnheiten kommt, Innerlichkeit oder Innigkeit nennen; ob wir von innerster und eigentlichster Lebenskraft sprechen, die allen anderen Kräften zu Grunde liegt und sie an Adel weit übertrifft; ob wir kurzweg von ihr als unserer Wahrheit reden, da sie allein von allen unseren Kräften sich immer wieder vom Hergebrachten und bloß

Scheinenden — oft unter Schmerzen — befreien muß, oder ob uns der Name „Andacht" genügt — hier gilt nicht Name und Wort. Wer keinen Namen dafür weiß, dem geht doch nichts verloren. Denn wenn ihn in den engen Schranken seines Ichs immer erneutes Unbehagen überfällt, wenn ihm die begreifbaren Dinge nicht genügen, wenn ihn das Heimweh packt, das, dem Alltäglichen fremd, eine verborgene Fülle des Lebens ahnt und erfassen möchte, so mag er das Wort schweigen lassen. Des Wortes kann entraten, wer die Kraft in sich trägt. Er versteht besser als es jeder Begriff sagen könnte, daß der deutsche Glaube aus einer eigengearteten Kraft fließt, und was es um diese Kraft ist.

Mit dieser Erkenntnis können wir die vorhin sinnverwirrend vielfältigen Urkunden der deutschen Frömmigkeit enträtseln. Es ist in ihrem ganzen Kreise nichts zu denken, das nicht ursprünglich ins Leben träte durch den Drang, aus menschlichen Schranken zur Ewigkeit sicher und unmittelbar emporzusteigen.

Das ist der Wille, das ist die Richtung unserer Religiosität. Und was erringt sie? Romanische Gedankenreligionen seit der Zeit, als sich die Philosophie selbständig machte, erstreben die Welt Gottes klärlich zu beweisen und haben jeweils ihren Erfolg in festgefügten, schier lückenlosen, schönen Weltanschauungsgebäuden aufzeigen können. Deutschem Glauben ist Größeres geworden, wenngleich es sich dem klaren Wort zu entziehen strebt. Aber man betrachte einmal ein Bildwerk wie Dürers „Betende Hände" und betrachte es nicht auf Perspektive, Anatomie und Stiftführung hin, sondern mit dem tiefen Sinn, der in dem Vergänglichen ein Gleichnis des Ewigen zu sehen weiß. Man stelle sich vor einen gotischen Dom, lasse den Blick durch die Kreuzblumen und das Getürm emporweisen von Kühnheit zu Kühnheit, von Hoffnung zu Hoffnung, man folge diesem Zug der Linien nach aufwärts, bis das Auge nicht mehr steinerne Linien und Türme, nicht mehr das Mühewerk des Steinmetzen schaut, sondern der Geist, lebendiger als das Auge, sich von Ewigkeit umschlossen spürt. Oder wir treten in das hohe Gewölbe ein, nicht um Säulenschäfte und Bogenrippen zu bewundern, sondern um unter ihnen durch den hohen Raum die alltagsgedrückte Seele weiten und emporziehen zu lassen. Wir lauschen dem wonnesüßen Gesang des Ave verum Mozarts — nicht dem Meisterwerk der Harmoniekunst, sondern der Schöpfung eines ewigkeitsdurstigen Gemütes. Wir grüßen einen an lebenslängliches Krankenlager gefesselten Mann, der in den



besten Jahren steht ohne Hoffnung auf Arbeit und Anteil an den hellen Gaben des gewöhnlichen Lebens, und schauen sein klagloses Gottvertrauen mit an — nicht das Vertrauen, das zwischen „Warum" und „Wozu" und allerhand blassen Gedanken vernünftelt, sondern das, seines Grundes sich kaum bewußt, einfach besteht und sicherer besteht als das mühselige gegenwärtige Siechtum. Was immer einem an Äußerungen und Werken der deutschen Frömmigkeit wie ein unmittelbares Erlebnis begegnet ist, das mag er sich vornehmen. Nein, nicht um der Worte, nicht um des Begreifens willen. Denn die Worte verscheuchen, was heilig ist, und das Tiefste verstehen wollen heißt es verdunkeln. Aber wer recht zu betrachten weiß, der fühlt sich unversehens aus solchen Werken des Glaubens von den zarten Grüßen der Welt gegrüßt, die er selbst ersehnt und erahnt. In zarten, doch bündigen Zeugnissen hat sie sich ihm enthüllt, und sie ist ihm trotz aller Wirklichkeit seines vielleicht armseligen Erdentages wirklich und über allen Zweifel erhaben geworden. Was seine Ursprünglichkeit, seine Innerlichkeit ersehnt hat, das sieht er erfüllt, der Glaube hat sein hohes Gut errungen: nicht Erkenntnisse, nicht Lösung der Rätsel, die die Welt dem Denken aufgibt, nicht ein Wissen über bisherigem Wissen, sondern die Widerfahrnis einer unvergleichlichen neuen Welt — die unbeschränkte Gotteswirklichkeit, welche, ungekränkt von den Gesetzen des Alltäglichen, in ihrem eigensten Rechte steht.

II. Der deutsche Glaube im Leben.

Gleichwie nun aber bei einem einzelnen Menschen viele und verschiedenerlei Lebensbetätigungen wahrzunehmen sind zwischen Feiern und Kämpfen, Haß und Liebe, und sie alle entspringen doch nur einem und demselben Grundwesen; so lassen sich in der Frömmigkeit des deutschen Volkes verschiedenst geartete, oft gegensätzlich erscheinende Äußerungen erkennen, und doch ist es jene gleiche Grundkraft der gottbegierigen Andacht, aus der sie alle fließen und der sie alle dienen wollen.

1. Stille.

Heben deutsche Fromme zu sagen an, nicht nur wie sie diese Überwelt errungen haben, sondern wie sie in ihr als ihrer Heimat leben und weben, so wird uns ein großer Teil der vordem



verwirrend vielfältigen Äußerungen des deutschen Glaubens als Einheit klar: die deutsche Frömmigkeit ist Stille in Gott, Ausruhen im Ewigen.

Mancher gottinnige Mönch eines vergangenen Jahrhunderts würde leuchtender Augen und mit gelassenen, doch heißen Worten von seiner Ruhe in Gott erzählen und die, welche vom Leben zermürbt sind, in seine friedsame Welt zu retten suchen. Jener satzungslose Bund der Gottesfreunde, der im 14. Jahrhundert fromme Männer und Frauen zumal im südwestlichen Deutschland frei zusammenschloß, müßt' uns als Gäste beherbergen und uns zeigen, von welcher Welt er lebt und welche Luft er atmet; nicht durch Worte — wie arm, wie vergeblich mögen Worte sein — sondern durch die Innigkeit aller seiner Taten, durch die Wahrhaftigkeit seines Lebens, durch seine stille Freude an allem, das Gottes Spur und Gleichnis ist, und durch sein Zusammenfließen mit Gott. Als der Bund seinen Tag gehabt, ist doch sein Geist nicht gestorben. Da war ein Görlitzer Schuster, der, Zeit und Welt vergessend, seine Seele in der höheren Welt hausen läßt und aus der erlebten Ewigkeit heraus grüßt: „Wem Zeit wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit." Gerhard Tersteegen, der Bandwirker aus dem Rheinland, einer der Ahnväter, die unter frommen Gemütern unserer Tage noch besonders lebendig wirken, geht durch seinen stillen Lebenstag, tut seine Arbeit — fast wie nebenbei, als sei ihm Besseres aufgetragen — und ist seines Gottes und seines Himmels so voll, daß er weit, weit übers Heute hinwegsieht:

„Mein Leben ist ein Wandern
Zur großen Ewigkeit."

Sein Lebenslied heißt:

„Du durchdringest alles,
Laß dein schönstes Lichte,
Herr, berühren mein Gesichte.
Wie die zarten Blumen
Willig sich entfalten
Und der Sonne stille halten,
Laß mich so still und froh
Deine Strahlen fassen
Und dich wirken lassen",



sein Gebet, seine Sehnsucht treibt ihn nur zu Gott:

Mache mich einfältig,
Innig abgeschieden,
Sanfte und im stillen Frieden;
Mach' mich reines Herzens,
Daß ich deine Klarheit
Schauen mag in Geist und Wahrheit;
Laß mein Herz überwärts
Wie ein Adler schweben
Und in dir nur leben."

Nicht anders klingt es geheim aus manchem geistlichen Volkslied, und ebenso wird Matthias Claudius, das Sonntagskind, seines Gottes in der Stille froh:

„Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein,"

und tausend kindliche Gemüter kennen keinen anderen Grundton ihres Lebens als diesen. Schwind und Richter lassen diese ihre Gottinnigkeit zu frommen, friedsamen Bildern werden, und ein anderes Sonntags- und Gotteskind, Haydn, sitzt dabei und singt denselben Ton unerschöpflich, so lang er singen darf. Es ist rührend wahrzunehmen, wie dieser gottberuhigte Sänger gelegentlich einmal in Räume seiner Kunst gerät, wo der stille Friede Gottes nicht waltet; wie er dann erschrickt, innehält und flugs wieder in sein helles durtöniges Gotteslied einmündet.

Sie wissen, welche Gabe ihnen dadurch geschenkt ist, daß ihr Gottesverhältnis sich aus Frieden und Stille webt. Sie nennen es Abgeschiedenheit, Gelassenheit, Zusammenfließen der Seele mit Gott. So verschieden ihre Geister sonst geartet sein mögen, so einigt sie doch alle, daß sie ohne Bruch, ohne Schmerzen, in kampfloser Stille mit der Ewigkeit Umgang halten und von ihr Grüße empfangen. Es ist nichts Dramatisches, erst recht nichts Tragisches in dieser Frömmigkeit. Gott wissen und anschauen, der Ewigkeit gewärtig sein, im Ewigen ausruhend versinken, in Gott und seiner höheren, überwirklichen Welt Leben und Genüge haben — so ist's diesen Sonntagskindern beschert, und manche unter ihnen ahnen es kaum anders.

Doch werden auch die, deren Geist minder glücklich geschaffen ist, je und je in den Frieden Gottes, in das stille Erfahren ewigen

Lebens über ihrer Wirklichkeit emporgerissen. Sie alle, deren Leben den deutschen Glauben beurkundet, wüßten von solchen Erfahrungen zu sagen. Es ist wie ein zartes Wunder, wenn der wilde Grimmelshausen inmitten des unbarmherzigen Kriegs- und Abenteuertreibens, das er von seinem „Simplicius Simplicissimus" erzählt und das doch nur die Ruhelosigkeit seines eigenen Geistes widerspiegelt, eine solche Feier erlebt wie das Lied „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall", von dem Stille und Ruhe auch heute noch auf zerwühlte Gemüter fließen kann, wenn Annette Droste-Hülshoff, die Grüblerin, sich ihren wehmutsvollen, quäligen Lebens- und Todesgedanken entreißt und in eine Gottesstille flüchtet, die sie in der Ruhe des Angelus Silesius feiern und singen läßt; und wenn der reichste Geist der Deutschen, dem des Lebens Hast und Kampf wie wenigen die bewegliche Seele erschütterte, die Stille nicht nur ersehnt: „Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!", sondern erleben darf:

„Über allen Gipfeln
Ist Ruh.
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Es sind Erlebnisse der Welt jenseits der Verstandeserfahrung, es ist ein Anschauen Gottes, ein Ausruhen im Ewigen allein.

. . . „Tritt vor aus deiner Kammer
Und trage deinen Schmerz,
Trage des Weltlaufs Jammer
Der Ewigkeit ans Herz!
Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit;
Schweigend geht Gottes Wille
Über den Erdenstreit."

(Raabe.)

2. Trotz.

Nun könnte dieser stille Glaube wohl seines Lebens sich freuen und daran Fülle und Genüge haben. Es entspricht ihm auch durchaus, wenn viele seiner Kinder sich hinter hohe Klostermauern



zurückzogen, wenn sie sich den Geschäften der Welt abwandten und ihren Ansprüchen absagten. Der „abgeschiedenen" und „gelassenen", der „unbewegten" Gotteskinder sind denn auch in der deutschen Glaubensgeschichte nicht wenige zu finden.

Aber es ist niemandem beschieden, der anderen, rauheren Wirklichkeit völlig fremd werden zu dürfen. Denn wir sind beiden Welten eingebürgert: der Welt der Sehnsucht und der Welt der Erfahrung, der Ewigkeit und der Zeit. So verneint denn auch niemand ungestraft diese Welt der Zeit und der Erfahrung. Sie will anerkannt werden — und je inniger die Welt des Glaubens grüßt, desto schroffer und eifersüchtiger behauptet die andere Welt ihr Recht und Dasein.

So gerät die obere Welt in Drang und Not. Gegen ihre innigen Grüße und Werbungen trumpft jene mit groben Beweisen und Überzeugungen auf und versetzt den Glauben in einen schweren Stand. Lebt der Glaube von dem innersten Gefühl, von jener Andacht, die so zart und unfaßbar ist, daß sie nicht einmal durch ein klares Wort bezeichnet und bewiesen werden kann, so scheint der handfeste Verstand, die denkende Vernunft das Reich des Glaubens bestreiten zu dürfen, um das ins volle Recht zu setzen, was sich der sinnlichen Erfahrung bietet. Wir sind doch aus einem — so sieht es aus — unmittelbaren Drang gezwungen, das allein gelten zu lassen, was unser Denken begreifen und beweisen kann. Der Franzose Descartes hält das Denken so sehr für den eigentlichen Grund unseres Lebens, daß er Denken und Dasein geradezu für eins erklärt. Der Verstand, ins Herrenrecht eingesetzt, beweist bündig, daß es Torheit sei, außerhalb dessen, was sich den Sinnen greifbar darstellt, eine andere Welt mit eigenen Gesetzen anzunehmen, und daß das wirre Geflecht von Lust und Leid, von Leben und Tod, von Ursachen und Wirkungen die einzige Wirklichkeit sei; der Verstand — wenn er allein urteilt — leugnet, was sich seinen Werken und Gesetzen entzieht; er beugt sich einzig der tausendfältigen Ursächlichkeit im großen und kleinen Getriebe der Natur, kann aber nicht den waltenden Geist, der ihm nicht untertänig ist, oder eine jenseits dieser Ursächlichkeit auf eigene Gesetze gestellte Ordnung anerkennen. Es ist eine Erfahrung, die jeder fromme Mensch macht: spürt das gesegnete Gemüt im Waldesrauschen und Bachgemurmel die der innersten Seele vermeinten Grüße aus der Gotteswelt, so herrscht drohend der Verstand dazwischen mit der Lehre von den Wind- und

Wellengesetzen, von der Elastizität des Baumskelettes und der Blätter oder mit allerhand anderen physikalischen Begreiflichkeiten. Uns wird eine Stunde inniger Hingabe an die Ewigkeit geschenkt, wo Gott und die Seele zusammenfließen — die denkende Vernunft versteht sie nicht in ihrer Eigenwürde, wundert sich, wird verlegen und fängt schließlich an, ihr werktägliches Geschäft zu betreiben, indem sie nach den sinnlichen Bedingungen solcher Höhenstunden forscht und darüber hinaus weder schauen noch schreiten kann. Not oder Jubel zwingen aus einem erschütterten Gemüt ein stürmendes Gebet, damit der bedrängte Mensch mit der Ewigkeit Berührung finde, von ihr Kraft erbitte und erfahre, und er erschauert unter der heiligen Stunde, da

> ... „von allen Sternen nieder
> Strömt ein wunderbarer Segen,
> Daß die müden Kräfte wieder
> Sich in neuer Frische regen,
> Und aus seinen Finsternissen
> Tritt der Herr, so weit er kann,
> Und die Fäden, die zerrissen,
> Knüpft er alle wieder an,"
>
> (Hebbel.)

die denkende Vernunft aber redet von Selbsttäuschungen, die die Sehnsucht zur Wirklichkeit umfälschten. Wem wäre es nicht widerfahren, daß er, in Frieden und sicherem Vertrauen geborgen, plötzlich vom Denken überfallen wurde, das ihm die Nichtigkeit seiner Zuversicht bewies, daß das enge Leben des einzelnen besser sei als ein windverwehtes Blatt und in Ewigkeit gegründet, von Ewigkeit umflossen?

Es ist für den Glauben keine Lage auszudenken, welche durch die denkende Vernunft nicht bedroht werden kann. „Anfechtungen", „Glaubenszweifel", Ermattungen des Ewigkeitsbewußtseins unter dem Einfluß des Denkens — wer den Glauben kennt, der weiß auch von seinem Feind, dem Verstand, der sich die Alleinführung unseres Lebens anmaßt. Der Mephisto geht dem Faust nicht von der Seite, um sich ihn untertan zu machen und seine gottbegierige Kraft zu brechen.

In der Verteidigung gegen die Bedrängnisse durch das Denken zeigt sich die deutsche Frömmigkeit in scharf umrissener Eigenart.

Es scheint ja Möglichkeiten zu geben, den Glauben mit dem Denken zu versöhnen. Dieses Werkes waltet die westeuropäische

und westeuropäisch beeinflußte Religion. Die französische Philosophie des 16. und 17. Jahrhunderts verteidigt den Inhalt ihres Glaubens mit geschärftem Verstand durch Beweise wie es vor ihm mit ähnlichem Scharfsinn der größte Teil der italienischen Scholastiker und etwa — ungleich rührender, ungleich klotziger und weniger scharfsinnig — der Spanier Raymundus Lullus getan hat. Spinoza kündet an — ein für deutsche Ohren unerträglich schriller Mißklang — die Religion nach mathematischen Gesetzen logisch darstellen zu wollen („Ethica ordine geometrico demonstrata"), und die Anwälte der französischen Religion an der Zeitenwende müssen Voltaire, müssen d'Alembert und Diderot werden, die verstandesgewaltigen und verstandesfrohen „Enzyklopädisten", die durch ein Riesenbuch den Glauben „aufzuklären" unternehmen. Religion wird Aufklärung, das Organ der Religion wird die denkende Vernunft. Der große Festtag, den die Revolution und Republik der Vernunft gibt, ist nicht nur eine Pose, sondern mußte aus dieser Glaubensart entspringen. Er offenbart wie kaum ein anderes Ereignis die Lebensrichtung der französischen Religion: der denkenden Vernunft wird grundsätzlich das erste Recht eingeräumt, die anderen Kräfte werden milde und nachsichtig geduldet, aber sie dürfen kein eigenes Leben führen, sondern müssen sich der großen Herrin dienstbar machen und mit ihr vertragen.

Es hätte allen Erfahrungen der deutschen Geschichte widersprochen, wenn die Forderung, daß der Vernunft das letzte Urteil auch im Verhältnis des Menschen zur Ewigkeit gebühre, nicht von Westen nach Deutschland eingeschleppt worden wäre. So zog für den deutschen Glauben die Zeit der Aufklärung, des Rationalismus herauf, wo er um Anerkennung durch die Vernunft bettelte und zum armen Lazarus wurde, von jedermann verachtet, nur für das geringe „unaufgeklärte" Volk genügend, so lange ihn die „Vernunft" nicht beurkundete. Gott — ja, weil der Verstand sich einen Denker und Lenker des Lebens erdenken muß. Tugend — ja, weil sie vernünftig und nützlich ist. Unsterblichkeit — weil ein Ende dumm und sinnlos wäre und die Lebenserscheinungen zu Rätseln machte. Die Vernunft fuhr mit vollen Segeln. Die dunklen Geheimnisse des Glaubens wurden so hell gemacht, daß der Verstand etwas mit ihnen anzufangen wußte, die verborgene Welt der Ewigkeit wurde in die Gesetze der Zeit gezwängt und nach natürlichen Ursachen gemessen, das

Geheimnis schwand, die Rätsel wurden gelöst, denn es durfte keine Rätsel mehr geben. Jedes Schulmeisterlein meisterte die Ewigkeit, rechnete die Pläne Gottes nach, übersah geflissentlich, was an ihnen dunkel war, erklärte, bewies — und auch über die minder hochmütigen, aber frommen und lebendigen Geister kam der Rausch, daß sie es für einen rechten Gottesdienst hielten, die Welt des Glaubens mit der Welt der Sinne in Einklang zu bringen. Jene Zeit hat die feige Gewohnheit verstärkt, unmittelbare Gottesgewißheit durch Gedankenweistümer zu unterbauen und zu stützen, dagegen sich hilflos zu ängstigen, wenn solche Stützen nicht zu finden sind — und wenn die Wissenschaft dem Glauben ein unfreundliches Gesicht zeigt. Seitdem der große Leibniz gemeint hat, Gott um der Übel und Leiden willen rechtfertigen zu müssen, unternehmen auch in Deutschland die kleineren Geister dutzendfach dieselbe Arbeit. Selbst dem rein religiösen Johann Peter Hebel ist's ein Hauptvergnügen, wenn er einmal Gottes Geheimnisse verstandesgemäß ausgedeutet hat, und das Bestreben, Ewigkeit und Zeit vor dem Schiedsrichter Verstand zu vergleichen, beseelt noch heute genug fromme Menschen und eine ganze wissenschaftliche Zunft — von „Apologeten", wie sie sich selbst nennen, von „Anwälten Gottes", wie sie Artur Bonus nennt in begreiflichem Zorn darüber, daß Göttliches unter den Spruch menschlicher Weisheit gestellt wird.

Denn die echte deutsche Frömmigkeit richtet sich nach eigenen Gesetzen und führt ihr eigenes Leben. Ihre Grundkraft, die Innerlichkeit und Andacht, ist ihr heiliger und berechtigter als alle anderen Kräfte des Geistes und führt sie tiefer ins Leben als jene. Auf deutsch gedacht könnte es nicht heißen: insoferne ich denke, bin ich — sondern insofern ich glaube, bin ich. So duldet es denn der Glaube nicht, daß seine Welt vom ungeschlachten Verstand bedroht werde, der doch nur gröberen Dingen, nicht aber der Andacht gewachsen ist. Er besinnt sich auf seine eigene Würde; er ist dessen eingedenk, daß nicht das Denken, sondern eine heiligere und ursprünglichere Kraft an der Quelle des Lebens sitzt, er richtet sich, seiner selbst bewußt, zu Kampf und Trotz auf und weist den Verstand in die Schranken zurück, wo er sein nützliches Werk treiben kann und muß. An das Recht des Glaubens darf nimmer gerührt werden.

Da geht etwa ein Zank um Gottes Persönlichkeit. Der Verstand beweist mit seinen bündigsten Gesetzen ihre Undenkbarkeit



und muß sie verneinen, denn vor seinem Urteil kann sie nur Torheit sein; der Glaube wagt es, trotz dem Spruch der denkenden Vernunft Gott „getrost und mit aller Zuversicht" anzusprechen und zu bitten „wie die lieben Kinder ihren lieben Vater". Es geht ein anderer Streit um die Freiheit des sittlichen Wollens. Der Verstand muß sie verneinen, wenn anders seine Hauptregel, daß alles durch Ursachen bedingt sein müsse, in Geltung bleiben soll; der Glaube trotzt tapfer dem Verstand und hält fest, was diesem Ärgernis und Torheit ist: die Freiheit des sittlichen Willens. Er läßt sich eben vom Denken nicht um Recht und Würde bringen.

Rührend und zugleich strahlend offenbart die gegen alle Denkweisheit trotzende Eigenart des deutschen Glaubens ein Spruch des „Mönchs von Halsbrunne" aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts:

„Die Wahrheit gibt uns solchen Schein,
Denn manches arme Schwesterlein
Und andre arme Geister
Können mehr als alle Lesemeister
Von deiner großen Gnade sagen,
Weil sie es in dem Herzen tragen."

Hier ist der Mann zu nennen, der das Überrecht der Innerlichkeit über die denkende Vernunft in strahlender und siegender Klarheit dargestellt hat: Kant. Kein Deutscher hat mit geschärfterem Verstand zu arbeiten, keiner von ihm stärkeren Gebrauch zu machen gewußt als er, dennoch galt ihm das Denken nicht so hoch, daß es Gott und Ewigkeit schlüssig hätte beweisen dürfen. Mit dem Unfug der verstandesgemäßen Gottesbeweise hat er in Deutschland aufgeräumt, und Ethica ordine geometrico demonstrata — die Religion mathematisch dargestellt — gälte ihm als Kinderei. Gott, Ewigkeit, das „Reich der Idee" sind nicht vom Verstand zu bevormunden, weil sie nicht mit dem Verstand erfaßt werden können, sondern mit der „praktischen Vernunft" oder der Ursprünglichkeit oder wie einer das innerste Lebenswunder nennen mag. Auch folgen sie nicht den Regeln dessen, was unser Denken begreift, sondern gehen in eigenen Gesetzen und auf eigener Spur einher. Der deutsche Glaube dankt es diesem eigentlichen deutschen Philosophen, wenn er öffentlich wieder ins Recht eingesetzt wurde und nicht mehr bloß Armeleutrecht — „gut fürs unaufgeklärte Volk" — genießt. „Ich mußte das Wissen auflösen, um dem Glauben Platz zu machen." Wir

mißverstehen diesen Kantischen Satz nicht, als ob dieser König der Wissenschaft das Wissen selbst in den Schatten rücken wollte — nur läßt er es da sich nicht vordrängen, wo Denken und Wissen nicht mehr zureicht, und wo der voll-lebendige Geist nach der Welt greift, die über alles Denken erhaben ist.

Neben Kant den Weisen tritt Schiller der Seher und Dichter. Aus allen seinen Gedichten winkt der Glaube der ewigen Welt — ja sie ist ihm so gewaltig, daß seine Dichtgestalten weniger Menschen als menschliche Überkleidungen und Sinnbilder für die Kräfte der Ewigkeit sind. Aber dies ewige Reich dem Verstand beweisen? Nein. Mit trotzigem Zorn wird er in seine Schranken verwiesen:

> ... „Solang er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
> Die Wahrheit je wird erscheinen —
> Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
> Wir können nur raten und meinen. ..."

Die Sinne reichen nicht zu: „Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahen, es ist dennoch das Schöne, das Wahre!" Hieher eine andere Kraft, die tapfer und trotzig, von den Gründen des Verstandes eher gehemmt als gestärkt, in jene Welt hinübergeleitet:

> „Du mußt glauben, du mußt wagen,
> Denn die Götter leih'n kein Pfand,
> Nur ein Wunder kann dich tragen
> In das schöne Wunderland."

Auf diesem Gebiet finden sich die großen Deutschen. Daß Goethe den Vernünftler Bahrdt, dem die recht wenig vernünftelnden Offenbarungen des Evangeliums peinlich und anstößig genug sind, weidlich verspottet, ist so deutsch wie sein Drang, mit innerlicherer Kraft das zu suchen, was alles Heutige übertrifft. Seit Kant ist es trotz dem großen Versuch aus Hegels Kreis heraus in Deutschland nicht mehr gelungen, den Glauben, die innerste Lebenskraft, das deutsche Grundgefühl zu entthronen und das Denken an seine Stelle zu setzen. Unbefangene Schreiber allerdings, die kein höheres Forum kennen als das Lob der Masse, oder auch fleißige Forscher, denen über ihrer Lebensarbeit unter Atomen und Molekülen „der Sinn und Geschmack für die Ewigkeit" verkümmert ist, können sich's immer noch leisten, nicht nur

nach ihrem Zunftrecht die Natur, sondern über ihr Recht hinaus die ganze Fülle der Welt des Lebens in die Verstandesbegriffe „Kraft" und „Stoff" einzukerkern. Wer über dem Denken das Leben nicht versäumt hat, der ahnt und ehrt das Leben, welches dem Denken unfaßbar und verborgen, die sinnliche Welt überwaltet; und wenn eines der Häupter unserer zoologischen Naturforschung ein gelehrtes Buch über Insektenrätsel mit einem ehrfürchtigen Gruß an die Lebensgeheimnisse abschließt, so führt hier nicht der Verstand, sondern die Andacht — nicht nur der Naturforscher, sondern ein ganzer Mensch das Wort, und deutsche Frömmigkeit behauptet ihre Würde.

Zur Zeit, als die Fluten der vernunftgemäßen Religion in Deutschland hoch gingen — es war vor und zu Friedrichs des Großen Tagen — da kämpften etliche knorrige deutsche Lehrer und Prediger, denen vor anderen die Kraft des deutschen Glaubens anvertraut war, den trotzigen Kampf für die Eigenwürde der Frömmigkeit, ohne doch richtigerer und besserer Begriffe mächtig zu sein als sie eben die Scholastik ihrer Tage ihnen bot; was diese „Supranaturalisten" und „Pietisten" an Gründen für ihre Kraft zu Tage förderten, sieht staubig und tot aus, aber daß damals sie es waren, die der deutschen, antirationalistischen Glaubensweise beistanden, dafür sollen sie bedankt und gegrüßt sein. — Unablässig in der deutschen Geschichte mußte sich die Innerlichkeit dem Urteilsspruch des Verstandes entziehen: bald tat sie es fein und zart, milde und gar gütevoll wie bei den — übrigens in der reinen, verstandesmäßigen Wissenschaft begreiflicherweise ziemlich unfruchtbaren — Mystikern, bald in ungesunder Schwärmerei, wie sie etwa im Kreis des Angelus Silesius manchmal auftauchte, bald in grober Empörung gegen alle Dinge, die dem Verstand gemäß waren, auch wenn sie die Religion eher beschirmten als gefährdeten, so wie es bei vielen Sekten und aufgeregten „Schwarmgeistern" in Luthers nächster Nähe geschah. Mag es mild oder rauh geschehen sein — allen diesen Regungen des deutschen Glaubens ist der heldenhafte Mut gemeinsam, den Verstand, der sich doch als die unmittelbarste Kraft des Lebens gibt, an den zweiten Platz zu rücken und zum Knecht zu machen, der er ist — und dafür den geheimen Stimmen zu vertrauen, die kein Verstand erfaßt, kein Wort umschließt. So ist es in den Tiefen unseres Volkes seit der Zeit, da unseren Urvätern das Waldesrauschen eine unmittelbarere Stimme Gottes war als Ver-



standeslehren, bis zu unseren Tagen, wo trotz allen scharfen Begriffen vernünftigen Denkens ein frommes Volk ohne Bedenken Gott und Ewigkeit ergreift; so ist's in den Höhen von Wolfram von Eschenbach und der „Deutschen Theologie" an bis zu jedem hohen Gemüt unserer Zeit, das trotz aller Weisheit dennoch in Einfalt der Ewigkeit gewärtig ist; und so bleibt es ein wesentliches Zeichen der deutschen Frömmigkeit: Gott mit innersten Kräften zu erfassen und den Bedrohungen durch die denkende Vernunft tapfer und fröhlich zu trotzen.

Doch schon lauern neue und schwerere Gefährdungen der Frömmigkeit. Daß die denkende Vernunft den Glauben bestreitet, das ist noch gering; aber wenn die rohe Wirklichkeit ihn mit ihren Ereignissen bedroht, so scheint es ihm ans Leben zu gehen.

Der Glaube lebt von der Ewigkeit des Guten. Der Glaube jubelt: „Gott läßt von den Schlechten nicht die Guten knechten —"

Wie war's aber? Andreas Hofer, völlig — wie es oft übersehen wird — in der Welt der Gottesnähe lebend und in unerschüttertem Bewußtsein, durch sein Werk der Ewigkeit zu dienen, wird unstät und flüchtig, und es geht ein trauriges Lied: „Zu Mantua in Banden . . ." Wie denn? Waren nicht in Deutschland ganze Länder, über die es wie eine Welle Gottes braufte, und als sie der erkannten Ewigkeit Dienst taten, gingen sie unter — „unseres Herrgotts Kanzlei" fällt dem Feuer und der Soldateska Tillys zum Opfer! In Südafrika lebten vor einem halben Menschenalter zwei Bauernstaaten, geführt und getragen von so gotterfüllten Männern, daß die Geschichte mit Ehrfurcht auf sie blickt, von Männern, die tatsächlich ihr Leben an die Ewigkeit angeschlossen hatten; und — Ohm Krüger stirbt besiegt und verlassen in der Fremde, aber in seiner unterjochten Heimat werden die Internierungslager erfunden und erprobt, und der handfeste Kitchener pflanzt sein Banner in Pretoria auf. Das hat den deutschen Glauben damals schwer betroffen, und es konnte nicht anders sein, als daß der Ausgang des Burenkrieges nicht bloß sittlichen Zorn, sondern Glaubenszweifel erweckte. Und wie — der Weltkrieg? Wir rechneten mit der Allmacht Gottes — und erlebten es, daß immer wieder nicht Gottes Wahrheit, nicht das Recht sich durchsetzte, sondern gerade die allerfeindlichsten Feinde Gottes: Mammonismus, und zwar Mammonismus in seiner unheimlichsten Gestalt, mit dem Mantel der Menschenwürde und Sittlichkeit verkleidet, und Verleumdung von



einer Meisterschaft, daß sich die Frage empörte: schläft Gott, daß er sich solches gefallen läßt? Wer selbst Opfer einer Verleumdung geworden ist, wer bei reinem Willen in den Schmutz gezogen und mit dem Schein des Rechtes ins Unheil gestoßen worden ist, spürt an seinem Teil bitter genug die große Gefährdung seiner Glaubenswelt durch den natürlichen Ablauf des Geschehens, der sich um Recht oder Unrecht nicht zu kümmern scheint. Siechtum und Sorgen, Hunger, vernichtende Schicksalsschläge oft bei den Besten und die bitter-wirklichen Feindseligkeiten der Mächte, gegen die sich einer empört:

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein" —

das überdenkend, wird der Mund stumm, der vorher die Ewigkeit gepriesen hat; das erlebend, kann der Glaube zum Tod erstarren. Denn von solchen Erfahrungen der Wirklichkeit aus erscheint die Welt, in die uns die Andacht emporreißt, nichtig wie ein Traum.

Daran ist schon mancher Glaube gestorben. In Adel gestorben, wie wir's bei mancher müde entsagenden Lebensgestalt, die Wilhelm Raabe gedichtet hat, erkennen — oder in Gemeinheit und Niedrigkeit gestorben, die sich nun recht grundfest in der brutalen Welt anbaut, die schließlich keine anderen Werte mehr anerkennen kann als dieser Wirklichkeit soviel Genuß abzuringen, wie sich in siebzig oder achtzig Jahren überhaupt verschlingen läßt, und deren Atmosphäre die Luft des Amüsements und der Börsenhetze ist.

Von solchen schauerlichen Gewalten auf den Tod bedrängt, tut aber der Glaube seine große Heldentat. Es ist dieselbe, mit der er sich gegen die gefährlichen Bestreitungen des Verstandes gewendet hat. In einem Wörtlein ist sie genannt. Es heißt „Trotzdem".

Alle geschichtlichen Gewalten hetzen Luther, bestreiten seinen Glauben: Kaiser, Papst, mißleitetes Volkstum, wohlwollende Fürsten, übelwollende Reichsstände, gehässige Feinde und glaubenszage Freunde, dazu eigene Anfechtungen und Siechtum des Körpers. „Trotzdem!" sagt und trotzt sein Glaube, betet, kämpft, hält durch, siegt — gegen alle Gewalten.



„Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben."

Schier aus jedem seiner Worte spricht kampfgemuter Trotz. Dem Teufel schmeißt er das Tintenfaß nach. Wer ist so armselig, hier zu lachen, wo gegen alle drohenden Gewalten ein deutscher Mann seine Ewigkeitswelt in heldenhaftem Trotz verteidigt? Er steht eben doch, wenngleich an seiner Gestalt sein Volk sich in zwei Teile zerstößt, im Mittelpunkt der deutschen Glaubensgeschichte, und der Trotz des Glaubens gegen alle feindlichen Mächte wird an keinem sinnenfälliger begriffen. Wo immer ein Deutscher sich nicht zuerst um Geld und Gut, um Herd und Heimat gekümmert hat, sondern eher alles geopfert hat, als den Glauben aufgegeben; wo Schönherrs „Glaube und Heimat" nicht Theater, sondern noch Geschichte war; wo Märtyrer mit ihrem guten Namen, mit ihrem Lebensglück ihr Gottesleben bestätigt haben, da ist dieser Trotz des Glaubens. Er ist der deutschen Frömmigkeit wesenseigen. Er klingt aus der gewappneten, strengen Rhythmik Händels und aus den ungestümen Tonkämpfen Beethovens, daß fromme Seelen erschüttert und gestärkt werden; Dürers Ritter trotz Tod und Teufel ist sein rechtes Abbild, Rethels ewigkeitsgerüstete Kunst, Hans Thomas fester Stift bezeugen ihn so gut wie Paul Gerhardts Trutzgesang: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich." Daß der wackere Ahn, Ernst Moritz Arndt, nicht vergessen werde, dessen Glaubenstrotz einen hohen Sieg erfochten hat: trotz den Metternichkünsten, die auch vor ihm nicht Halt machten, ohne Verbitterung seine erlebte Ewigkeit zu behaupten! Aber wir haben es nicht nötig, die großen Namen allein zu nennen. In hoffnungsloser Gegenwart hoffen tapfere Fromme unseres Volkes auf den Sieg der Ewigkeit; Lüge und Verleumdung tragen sie in der Zuversicht, daß endlich die Wahrheit zu Ehren kommen müsse; sie dulden trotzig Leid und Zeit, denn sie wittern die Morgenluft der Ewigkeit, und unter trostlosen Verhältnissen, auf kläglichen Trümmerhaufen, nach einem 30jährigen Krieg, nach einem Wiener Kongreß, nach den rettungslos verdorbenen großen Gelegenheiten arbeiten sie unverdrossen in dem trotzigen Glauben, daß alle trübe Gegenwart,

alle Not der Zeit nichts Endgültiges sein, nichts Völliges bedeuten dürfe. Trotzdem! Trotzdem!

Aber sein Recht, seine Welt gegen die Anfechtungen des Verstandes und des zeitlichen Geschehens zu behaupten, genügt dem deutschen Glauben nicht. Er geht zum Angriff über. Ihn gelüstet und treibt es, die widerspenstige Zeit sich und seiner Welt zum Dienst zu zwingen, die Zeit für die Ewigkeit zu erobern. So gehört es zur deutschen Frömmigkeit, daß sie die Welt „vergotten" will. Während sonstwärts die Politiker — Macchiavelli, Richelieu, Peter der Große, erst recht (von Cromwell abgesehen) die Engländer — eben von der Politik herkommen und einzig in ihr den Sinn ihrer Arbeit sehen, ziehen deutsche Staatsmänner ihre Kraft, ihre Liebe zum Staat, ihr Wirken am gemeinen Wesen irgendwie aus der Ewigkeit — jeder nach seiner Weise. So war es, wenn auch der gewohnten Ausdrucksweise des Glaubens fremd, bei Friedrich dem Großen. So war es klarer und unmittelbarer bei Bismarck, der ja oft genug bezeugte, daß er seine Arbeit am Reich als Dienst Gottes erfaßte. Mögen schulmeisternde Seelen sich darüber erregt haben: der Ausspruch „Ich fühle mich als ein Instrument Gottes" läßt auch den, der seinen Urheber nicht kennt, auf einen d e u t s c h e n Fürsten schließen. Es wäre eine richtige Betrachtungsweise, wenn man das mächtige Schaffen unseres Volkes und seiner Führer in weitem Kreise als die Arbeit ewigkeitsgewisser Menschen anzuschauen lernte, die ihren Tag, ihr Volk, die Zukunft und die Welt der Ewigkeit nähern wollen. Frömmigkeit war es, was den bitteren Lagarde zu seinen politischen Schriften, Lehren und Trübsalen drängte, und heute wollen Tausende die arge Gegenwart bessern nicht zuerst aus Kultur-, sondern aus Gottesliebe. Ob die Widerstände noch so unüberwindlich starren — der Glaube trotzt: ihr müßt Gott weichen. So geschieht Werk um Werk: angriffsbereite Frömmigkeit sucht in Deutschland der sozialen Nöte Herrin zu werden, öffentliche und geheime Schlechtigkeiten niederzuringen; die Arbeit wird nicht den Erwägungen der Nützlichkeit und Politik allein überlassen, sondern zieht starke, oft die stärkste Kraft aus der Religion. Weil er von Gott durchdrungen ist, deswegen kämpft sich Luther tapfer durch die Widerstände durch und lehrt die, welche in seinem Kreise stehen, ihr Tagewerk als ein Gotteswerk, nicht als ein grämliches Muß zu betrachten. Erfüllt von der ewigen Welt, scheut Kant nicht vor den Anfech-

tungen durch den Alltag zurück, sondern lehrt die täglichen Geschäfte, den Beruf, die Pflichten als gottgewollten Kampf wider die sinnliche Welt, als Eroberungszug für das ewige Leben zu würdigen. Das mußte der deutschen Arbeit am Pflug, im Gewerk, in der Schule und auf dem Schlachtfeld immer den Sieg geben, wenn sie vom trotzigen Glauben als ein Dienst Gottes getan, als ein Kampf für die Ewigkeit gekämpft wurde.

Wer die deutsche Frömmigkeit erzählt, der nennt neben der zarten Gelassenheit den mannlichen Trotz. Als der deutsche Glaube nach seinem Ur-, Schutz- und Hoffnungsbild suchte, da wählte er sich nicht einen innig abgeschiedenen Heiligen oder einen allein gottwärts gewandten Engel, sondern den Schwertträger Michael, der in Gottes Auftrag den Bösen trotzig und streitbar niederzwingt.

3. Ehrfurcht.

Wenn dieses hohe Gotteserlebnis von sich selbst redet, so kann es nicht dieselbe Sprache gebrauchen, die durch die Welt des Alltags benützt und oft bestaubt wird. So hat denn die Sprache der Andacht ihren besonderen Klang. Darum sind die gottnahen Mystiker die größten deutschen Sprachmeister im Mittelalter gewesen. Es ist nicht nur die schöne Farbigkeit ihrer Sprache, welche den Gegenstand über den Begriff stellt, sondern es ist das wundersame Wellen und Wogen, darin keine Willkür ist, vielmehr ein noch ehrwürdigeres Muß als das, dem das Auf und Nieder der Wellen des Ozeans gehorcht. Und was die anderen Gotteskinder aus erlebter Ewigkeit heraus erzählen, singen und bilden, das wird zu Frohlaut und Innigkeit und gewandet sich in heilige Einfalt.

Eines aber ist all diesen Ausdrucksweisen gemeinsam als eigentliches Kennzeichen des Gotteslebens, und damit ein Merkmal deutscher Frömmigkeit: die Ehrfurcht.

Frivolität in Dingen des Glaubens haust gewiß je und je auch in Deutschland; aber sie ist aus den Ländern eingeschleppt, wo die Religion ins Denken verbannt wurde und wo man nicht grundsätzlich anerkannte, daß die Welt der Ewigkeit und die Welt des Alltags verschiedener Art sind. Der Westwind hat uns die Verwischung des Unterschiedes beider Welten gebracht, zugleich auch die Unterwerfung der ewigen Dinge unter den Verstand. Esprit und Frivolität in der Religion — auf deutschem



Boden sind sie nicht ursprünglich gewachsen, so maßgebend sie sich auch oft auf ihm gebärdet haben.

Die Ehrfurcht des Deutschen vor der Natur findet so ihre religiöse Deutung. Die Germanen lauschten ehrfürchtig dem rauschenden Eichwald, weil in ihm der Gott raunte, umgaben mit heiliger Scheu den Buchenwald und seinen grünen See, weil darin Nerthus badete. Uns ist wohl die Ehrfurcht, die uns in der Natur die Spuren Gottes, „der Gottheit lebendiges Kleid" verehren heißt, nicht auszurotten. Wir müssen die Schöpfung lieben, wir müssen hegen, was lebt; denn wir haben uns daran gewöhnt, es unterm Gesichtswinkel nicht des Zufalls, sondern ewiger Gedanken zu erschauen. — Weil er Ewigkeit gespürt hat, deswegen liebt und hegt der Klosterbruder, den Spitzweg malt, die Rosen in seinem Gärtlein; deswegen weiß Matthias Claudius mit seinen leuchtenden Augen in der Schöpfung nur lauter Gotteszeichen zu schauen und zu grüßen, und Johann Peter Hebel zieht den Hut nicht nur vorm Sternenhimmel, sondern auch vor einem Finkennest ab. — Wir gedenken der Großen: Kant preist, in Ehrfurcht erschauernd, den gestirnten Himmel als Sinnbild Gottes. Inmitten einer von Denkeitelkeit zerfressenen Zeit erzittert Herder in ehrfürchtiger Scheu vor den Wundern des Nordlands und des Weltmeeres und der tausend Lebensdinge, die er erst entdeckt. Die Geschichte der Völker, auch der verborgensten, wird von Herder mit der gleichen staunenden, demütigen Ehrfurcht erfaßt wie die jungen Geister, die seiner Erziehung anvertraut sind, und was ihm als höchster Erziehungsgedanke gilt: Maxima debetur puero reverentia — die höchste Ehrfurcht gebührt dem Kinde — das drückt Goethe nach seiner Art aus: „Ehrfurcht vor dem, das unter uns ist." Bei ihm wird die Ehrfurcht zur Grundkraft seines Schauens, ja zum Wesen und Inbegriff des Glaubens überhaupt. Aus der Gewißheit ewigen Zusammenhanges, wie die einen sagen; gegründet in der höheren Welt, wie es bei anderen heißt; oder schlicht: aus dem Frieden Gottes heraus kann ihnen nichts mehr entgegentreten, das sie nicht in diesen Frieden einstellten oder ihm irgendwie untertänig machten. So grüßte sie Gott und die Ewigkeit auch aus dem vergänglichsten Ding, und auf alles muß sich ihre Ehrfurcht richten.

Auch auf das eigene Leben. Denn wer in der Ewigkeit lebt, dem gilt auch vom Tun und Leiden seines eigenen Tages, von seinen Schicksalen und seinen Kräften nichts als zufällig und aus



der ewigen Welt heraus verirrt. Sein eigenes Leben wird ihm feierlich, sonntäglich, in der Tiefe gottesstill und der Andacht wert, denn er kennt einen tieferen Grund als das verrinnende Heute. Das ist eine gemeinsame Empfindung aller deutschen Frömmigkeit, völlig gleich bei den verschiedenst gearteten Gemütern: Gott der Vater „kennt auch dich und hat dich lieb", singt das deutsche Kind. „Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat versehen und was mir selig ist," so lautet es in lehrhafter Sprache.

„Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann,"

oder:

„Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gib du meinem Weg die Richte" —

es sind die gleichen Empfindungen der Ehrfurcht, die alle Geschicke des eigenen Lebens der Ewigkeit eingeordnet weiß.

„Ehrfurcht vor dem, das in uns ist." Damit krönt Goethe seine Lehre von der Ehrfurcht. Das gilt für den deutschen Glauben. Er muß vor sich selbst Ehrfurcht gewinnen und das Erlebnis der Überwelt als Wunder und Geheimnis erfassen. Da schweigt denn jedes freche Wort, ja alles wortreiche Ausdeuten dessen, was er erlebt hat. Ein Mystiker stammelt vielleicht in glühenden Worten von seiner Gotteserfahrung, aber er theologisiert und disputiert nicht über sie. Wenn ers täte, so wäre sie gefährdet. Wer Gott kennt, dem genügt es, ihn erleben zu dürfen und die große erlebte Kraft sich und anderen zu Kräften werden zu lassen — aber nur nicht mit erdstaubigen Fingern die köstliche Feinheit betappen, mit groben Worten zerreden und verscheuchen! Vielleicht ist's bloß diese Ehrfurcht, vom Heiligen zu reden, die den Vorwurf, Gott fern zu stehen, manchem Gotteskind zugezogen hat und noch zuzieht, das doch nur nach Hebbels Wort „des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele" sich und seine Gottesfreundschaft verbirgt. Aus eben diesem Grund ist in Deutschland gar oft ein Mißklang zwischen Frömmigkeit und Wissenschaft erklungen — andächtige Menschen wie etwa Matthias Claudius sehen voll Verdacht auf die Wissenschaft, die sich ein Recht über den Glauben und die Innerlichkeit anmaßen könnte und oft genug auch anmaßt. Darum — heb dich weg! deswegen gilt es auch dem Deutschen nicht als ein vollwürdiges und reinliches Geschäft, Gott zu be-

weisen, sein Dasein, seine Weisheit, seine Kräfte zu verteidigen. Denn wer ihn erfahren hat, weiß, daß er zu groß dazu ist, und daß derlei Geschäfte Kinderwerke sind. Vollends die Gotteserfahrung selbst in wissenschaftliche Regeln zu bringen, den Glauben in dem Augenblick, da der Geist mit Gott zusammenfließt, forschend zu belauschen, ist dem Glauben anstößig und gefährlich. Denn solcherlei ist nur zu denken, wo die Ehrfurcht bei Seite gesetzt ist; und wo die Ehrfurcht nicht mehr gilt, da ist die Andacht, der Grund der deutschen Frömmigkeit, nicht mehr möglich.

Die Ehrfurcht ist dem deutschen Glauben notwendig. Denn er ist sich selbst ein Wunder und muß die Grüße Gottes staunend erfahren. Von ihnen lebt er, sie sind ihm durch unaussprechliche Bezeugung gewiß. Wer in seinem hohen Münster steht, der muß die alltäglichen Worte zur Ehrfurcht umstimmen und die staubigen Gedanken zur Feier reinigen. Hier ist Stille, hier ist ein ruhesames Gestilltsein der Seele; „daß du (Gott) genügst alleine so wesentlich und reine" — damit ist das Leben in Gott ausgesprochen; das ist ein klares Wort der deutschen Frömmigkeit.

Der deutsche Glaube und das Christentum.

Ewiges Leben mit aller Andacht und Innigkeit erfassen; Gott nicht nur meinen, sondern lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte und dieses Leben durch alle Bedrohungen vom Verstand und von der Geschichte durchretten — das ist der deutsche Glaube.

Der deutsche Glaube? Noch etwas anderes: die Botschaft Jesu in ihrer Tiefe, Fülle und Einfalt.

Denn sie faßt das höchste Ziel in das Wort: „Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte"; wie Jesus selbst aus den Schranken des Tages und der Mühsale irdischen Lebens frei aufgestiegen ist in die Welt der Ewigkeit — er ruhte in Gott aus, er ließ seine Seele von Gott füllen, daß alles Tägliche in dieser Gottesfülle versank, „er stieg auf einen Berg allein, daß er betete", wie das Evangelium in ahnungsvoller Einfalt sagt — so sucht er unablässig die Seinen von der erdrückenden Schwere der Zeit zu lösen und in dem Gottesreich einzubürgern, das „nicht von dieser Welt ist". — Er stellt die Einfalt der Unmündigen, der Kinder und derer, die nicht vom Denken allein herkommen, über alle Weisheit; und wenn die



Menschen, die in seinem Bannkreis stehen, vom Frieden Gottes reden, der „höher ist denn alle Vernunft", so ist es mehr als ein schönes Wort, es ist Widerfahrnis eines wunderbaren Erlebens, dem alles Denken nicht mehr gewachsen ist. Darum wagen sie es gelassen „die Schmach Christi" zu tragen und lächeln aus tieferer Weisheit heraus, wenn sein Kreuz den Sachwaltern des Verstandes zur Torheit wird, darum wagt es Paulus, von den Wohlweisen in Athen umlungert, die dem Verstand doch unverständliche Botschaft des ewigen Lebens zu verkündigen, nicht weil er sie beweisen kann, sondern weil er aus ihr Leben empfangen hat. Und auch darin ist das Evangelium dem deutschen Glauben wesensgerecht, daß es ebenfalls den streitbaren Troß derer kennt, welche als Vorposten und Wächter der Ewigkeit gegen die anstürmende Meute zeitlicher Gewalten stehen und, darüber hinaus zum Angriff übergehend, die Welt vergotten wollen. Jesus selbst hat für Gott getrotzt gegen den Geist und die Geister der schwülen Welt, ob sie von Freund oder Feind, aus dem Munde des Petrus oder eines lauernden Pharisäers zu ihm sprachen. Der Jesus, der es unternimmt, der Feind des Herodes, des Kaiphas, des Pilatus und der kindischen Hoffnungen der Menge zu werden; der ein vielfältiges Wehe über die Gottfremden und das Wort vom Otterngezücht ruft und der die Geißel aus Stricken handhabt, welche die Krämer aus dem Haus der Andacht hinauspeitscht, darf über dem Dulder nicht vergessen werden; so hat er auch die Seinigen nicht nur als milde Verkündiger, sondern zugleich als Streiter Gottes hinausgesandt, denen der Krieg gegen das Böse aufgetragen ist.

Da konnte es nicht anders geschehen: der deutsche Glaube und das Christentum mußten sich zusammenfinden, ja wesentlich zusammenfließen. Von einem reinen deutschen Glauben ist eigentlich gar nicht zu reden. Was deutsche Frömmigkeit geworden ist, das ist sie durchs Christentum geworden. Die Botschaft Jesu hat sich mit dem deutschen Gemüt vereinigt. So entstand der deutsche Glaube.

Jedes Volk, das sich dem Evangelium zuwandte, ergriff und entfaltete das an ihm, was seinem völkischen Wesen am meisten entsprach: der Grieche die Welterkenntnis und Begrifflichkeit, der Römer Recht, Sittlichkeit und Neuorganisation der verrottenden Welt. Das deutsche Gemüt sucht Wunderbareres am Evangelium. Es unterscheidet sich schon durch die Gebärde, mit



dem es dem Christentum begegnet, von anderen Völkern: sie nehmen von Geschlecht zu Geschlecht das Christentum als eine fest umschriebene Größe hin, über deren Wesen das letzte Wort längst gesprochen ist, der deutsche Glaube aber muß immer wieder, so oft das deutsche Blut in einem neuen Geschlechte kreist, Jesus suchen, immer wieder sich unmittelbarer als die Vorfahren an ihn heranzweifeln, herankämpfen, heranlieben. Es ist ein fortwährendes Werben um Jesus und seine Kraft — so offenbart sich hier schon eine ganz andere Innerlichkeit gegenüber dem Christentum. Der Deutsche ist mit allen seinen Kräften beteiligt; er muß auf diesem Gebiete gewinnen, was sein Leben und seinen Ewigkeitssinn zu stillen vermag. Ist's nicht so, daß die Seele unseres Volkes eine heimliche Geschichte mit Jesus erlebt hat, ein Auf und Nieder, ein heißes Begehren und Ringen, dessen erstes zartes Zeugnis uns im „Heliand" grüßt, und das durch alle Jahrhunderte geht bis zu dem bald ungeschlachten, bald grübelnden, bald betenden Bestreben der gesamten deutschen Theologie, in den Mittelpunkt des Evangeliums, in das eigentliche, tiefste und kraftreichste „Wesen des Christentums" einzudringen? Das Leben Jesu zu erforschen — das ist dem deutschen Gemüt nicht die Hauptsache, es will gerade in die unbegreifliche Kraft Jesu selbst hineingeführt werden.

Fern sei uns die Überhebung, als seien wir das christliche Volk schlechthin. Doch steht es als geschichtliche Erkenntnis fest, daß der Deutsche die Botschaft Jesu am wenigsten auf den äußeren Bezirk seines Lebens beschränkt, dafür aber am meisten in sein ursprüngliches und inneres Leben hat eindringen lassen. Darum ist es keine Überhebung, von einem besonderen Beruf des deutschen Glaubens für das Evangelium zu sprechen. Das Lateinertum hat das Christentum verstandesmäßig und organisatorisch erfaßt — und setzt es in dieser Form durch. Der englische Geist hat begriffen, wie nützlich das Christentum in allen Dingen sein kann — und setzt es in dieser Ausprägung gleichfalls durch. Amerikanische Sekten sind durchaus nicht zurückhaltend, um die Welt mit ihrem reichlich amerikanischen Christentum oder vielmehr mit ihren Christentümern bekannt zu machen. Das deutsche Gemüt ist nicht nur einmal, sondern alle Geschlechter einmal in einer innigen Zwiesprache unter vier Augen mit Jesus gestanden; darum wäre es Feigheit, wenn es nicht seiner Art, das Christentum zu erfassen, zu Recht und Zukunft verhelfen wollte.

Bei wem stünde es, die reine Innerlichkeit des Evangeliums zu verteidigen, wenn der deutsche Glaube versagte?

Vielleicht ist diese Haltung des deutschen Glaubens gegenüber dem Evangelium nur ein unklarer Drang, vielleicht bewußte Dankbarkeit.

Denn wie der deutsche Geist das Christentum gerade in solchen Zeiten geschützt hat, als die Innerlichkeit desselben verloren gehen, als der „Glaube" in der „Werkerei" ertrinken wollte, so ist er seinerseits durch das Christentum selbst geradezu am Leben erhalten worden in mannigfacher Todesgefahr.

Der deutschen frommen Innerlichkeit könnte es genügen, ihrer selbst sich gewiß zu sein, überhaupt Leben und Dasein für sich zu haben und in den verborgenen Seelentiefen zu hausen. Damit konnte sie leicht nicht nur der Welt fremd werden, der wir pflichtig sind, so lang wir leben, sondern überhaupt ins Gestaltlose zerfließen und ins Nichts zerrinnen. Nah genug war diese Gefahr. Selbst bei gottnahen Mystikern erschreckt und erschüttert uns manchmal ein Wort, dem wir anmerken, wie plötzlich nicht nur die zeitlichen, sondern auch die ewigen Dinge Nichts, Name, Schall und Rauch geworden sind und der Geist zerflossen ist. Einer schreibt: „Hier beginnt nun der ewige Hunger, der niemals gestillt wird, das ist ein innerliches Gieren und Trachten der minnenden Kraft und des geschaffenen Geistes nach einem ungeschaffenen Gut — ein geschaffenes Gefäß kann ja kein ungeschaffenes Gut fassen. Darum bleibt da ein ewig hungerndes Sehnen, und Gott fließt nichtgewährend darüber hinweg." Ähnlich wiederholt es sich bei all den Geistessippen, deren Innerlichkeit und Ursprünglichkeit besonders stark war; ähnlich bei den Romantikern und quälend und verblüffend in der gestaltlosen und schließlich leeren Innerlichkeit in Herders zerflatterndem Gebet:

„Gott.

Wie nenn' ich dich, du Unnennbarer? Du
Der Wesen Quell und Ende, seiner selbst
Ein ewiger, endloser Quell, Begriff
Von allem, was da lebt, genießt und ist,
Anfang und Ende jeder Kreatur,
Ein ewig Sein hoch über allem Sein,
Ein rastlos Weben in der tiefsten Ruh,
Gedankenquell, aus dem, was Bild und Form,
Vorstellung, Wunsch und Streben ist, entsprang
Und stets entspringet und nach ihm verlangt,



> Nie ihn erreichend, nie ihn fassend. Du
> Zusammenklang der Sphären, du ihr Anklang
> Und Ausklang, Kraft der Kräfte, tiefstes Sein
> Jedweden Seins: der ist und war und sein wird. . . ."

Goethes „Ganymed" widerspiegelt das hohe Erlebnis einer ewigkeitsdurstigen Seele: noch ein kurzes Übersteigen dieser Sehnsucht des Jünglingsgemütes, dieser innerlichsten Innerlichkeit — und sie müßte ungestillt verbluten. Ähnliches erlebt vielleicht jeder deutsche Mensch, der, reiner Andacht voll, nur eben dieser Andacht lebt, ohne mit ihr einen Gegenstand klar und herzhaft zu ergreifen. — Aber der sich selbst gefährdenden Innerlichkeit des deutschen Gemütes kommt das Christentum zu Hilfe und Rettung. Da bietet es die Kette einer aus festen Tatsachen gewobenen „Heilsgeschichte", da ist das gesamte geschichtliche Wirken Gottes, da ist gestaltete Ewigkeit, da ist vor allem — ein Gruß aus der Überwelt, das „ewige Wort" Gottes — Christi Wesen und Werk selbst. Welcher Gewinn mußte für die deutsche Frömmigkeit allein das werden, daß das Christentum ihr für die ungestaltete Sehnsucht nach der Hingabe an die Ewigkeit das Wort „Gott der Vater" darbot und damit den heimatlosen, zitternden Drang zur Klarheit befreite! Durch seine Festigkeit rettete das Christentum den deutschen Glauben vor dem Verrinnen ins rein Gefühlige, oder gar in Stimmung und Nichts.

Größer war die zweite Gefahr der deutschen Glaubensgestalt: über der Innerlichkeit die Sittlichkeit zu verlieren. Dem deutschen Glauben steht im Mittelpunkt, daß alles Bestehende vergänglich und dem Ewigen gegenüber nur minderwertig ist. Selbst das Verhalten des Menschen, seine Tugenden und Laster, seine guten und bösen Taten, ja überhaupt Gut und Böse werden, wo gegenwärtige Ewigkeit verspürt wird, leicht in den unteren Kreis des nur Zeitlichen, Unbedeutenden verbannt. Es konnten Bewegungen auftauchen, welche neben dem „Glauben", d. i. dem Gotteserleben, die Werke überhaupt nicht mehr oder nur noch in der Sphäre bürgerlicher Gerechtigkeit, „auf dem Rathaus" gelten ließen. Das Wiedertäufertum, ursprünglich religiös begonnen, geriet öfters in vollkommene Außersittlichkeit, ja befleckte sich, wie in Münster, mit schauerlicher Unsittlichkeit. Denn vor der Ewigkeit schienen ihm die Werke des Guten und Bösen bedeutungslos und nichtig. Auch in der Mystik finden wir Ansätze dieser Lebenshaltung, und dieses mystische Erbteil, die religöse Unterschätzung der Sitt-



lichkeit, ich da überall gegenwärtig, wo ein Mensch aus seiner Gottgelassenheit heraus auf den Zweikampf zwischen Gut und Böse herabblickt als auf etwas, das nur denen gilt, die das Höchste nicht erlebt haben. „Jenseits von Gut und Böse" — das Wort ist aus einer dem deutschen Wesen fremden Geistesart zuerst gesagt worden, aber gerade innerlichen Deutschen konnte es leicht gelingen, es von ihrem Ewigkeitsempfinden aus unheimlich gut zu verstehen. Durch die Religion konnte die Sittlichkeit aufgelöst werden; wo aber die Sittlichkeit zerstört wird, sei es auch von der Religion aus, da — — das Griechentum hat seine Götter „jenseits von Gut und Böse" gesehen und seine Sittlichkeit zerbrochen — und ist zugrunde gegangen. Das späte Rom hat die Sittlichkeit zerbrochen — und ist zugrunde gegangen. Da schreibt die Geschichte eine unbarmherzige Fraktur. Das deutsche Volk konnte aus Religion leicht seine Sittlichkeit zerbrechen und — —

Hier hat das Christentum wieder die Rettertat getan. Es wäre abgeschmackt, zu beweisen, daß es Religion und Sittlichkeit aufs engste miteinander verbindet. Die Wendungen „Religion, aber keine Sittlichkeit", oder „Religion jenseits der Sittlichkeit" gelten dem Christentum einfach als Lästerung Gottes, der der Hort des Guten und Feind alles Bösen ist. Als schlechthin sittliche Macht hat sich das Christentum in das Gemüt des deutschen Volkes an den entscheidenden Punkten der Geschichte eingedrängt. Kaiser Karl, der wie kaum ein anderer Macht über das deutsche Volkstum gewonnen hat, ist ein gar strenger Zuchtmeister der Moral geworden, und er ist vom Christentum hergekommen. Seitdem ist im deutschen Gemüt Glaube und Sittlichkeit vereinigt und darf nicht getrennt werden. Das bekundet das Mittelalter mit seiner kirchlichen und sittlichen Volkserziehung, es schaut aus der weltlichen Gesetzgebung im Sachsen- und im Schwabenspiegel, es offenbart sich im Volksgebrauch und in den Volksbräuchen. Auch nach den Zeiten, in denen sich alle Bande frommer Scheu gelöst haben, macht sich die deutsche Frömmigkeit in ihrer versittlichenden Kraft doch immer wieder so stark geltend, daß die kranke Sittlichkeit wieder gesundet, wie es nach dem Dreißigjährigen Krieg geschehen ist. Das eingewurzelte Christentum hat das sich auflösende deutsche Leben zur rechten Zeit mit so starken Eisenbändern der Ehrfurcht vor dem Guten, des Abscheus vor dem Bösen zusammengebunden, daß es nicht zerfiel.



Und ein drittes Mal muß das Christentum die deutsche Frömmigkeit retten. Reine Innerlichkeit bedarf keiner Gemeinschaft, ja sie scheut sie eher, und erst recht in einem Volk, das sich nicht nur den Nachbarn drei Schritt vom Leibe hält, sondern seine Häuser am liebsten so baut, daß überhaupt keine Nachbarn da sind. Die deutsche Frömmigkeit rein aus sich heraus könnte keine Gemeinschaft bilden. Einzig der Bund der „Gottesfreunde" mag als Gemeinschaft des rein innerlichen deutschen Glaubens gelten; aber brauch- und satzungslos, wie er war, konnte er nicht lang bestehen. Schwärmerische Bewegungen traten vom Christentum abseits — sie blieben dürftige Sekten; manche Freimaurerlogen sammeln in außerchristlicher Frömmigkeit erfahrene Geister — und verlieren, insoferne sie einen besonderen, engeren Kreis bilden, den Zusammenhang mit der Volksgemeinschaft. Der reine geschichtslose Idealismus begehrt immer wieder zur deutschen Religionsgemeinde zu werden — und kann doch das deutsche Volkschristentum nicht verdrängen; Liberalismus, philosophische Ideen, soziale Bestrebungen beanspruchen, oft lärmend, die deutsche Religion darzustellen — und haben keine gemeinschaftsbildende Kraft, und gar der Versuch, Wotans Dienst neu zu beleben, muß Spielerei bleiben. Die deutsche Frömmigkeit für sich allein wäre verweht und verschollen, denn sie trägt in sich nicht die Kraft zur Gemeinschaft, und eine Religion ohne Zusammenschluß ihrer Kinder kann nicht leben und zeugen. Erst das Christentum hat der deutschen Innerlichkeit zur Gemeinschaftsbildung und damit zum Bestand geholfen. Denn es stellt zur Innerlichkeit die Liebe, die es nicht duldet, daß der einzelne sich, wenn auch in Gott, von seinem Nächsten abschließt; und das Reich Gottes zu bauen, ist ihm Befehl seines Herrn. Das Christentum zwingt den deutschen Glauben zum religiösen Zusammenschluß, zur Kirche, oft recht gegen seine Natur. Da muß zuerst ein so handfester Herr und Meister wie Karl der Große mit barbarischer Strenge die deutschen Stämme zur Kirche nötigen, da müssen sie sich später selbst immer wieder einen Stoß geben; ihrer eigenen Gefahr eingedenk, zwingen sich die Mystiker, die ihrer Kirche vielfach fremd geworden sind, selbst zum Dienst in der Gemeinde, weil sie wissen, daß auch der frömmste Glaube nicht dauern kann, wenn er der Gemeinschaft enträt; und der Protestantismus, der sich noch mehr als frühere Bildungen des deutschen Glaubenslebens zur Innerlichkeit befreit hat, baut mit heißem Bemühen den Bau seiner

Kirche auf. Luther hat sich's gewaltig angelegen sein lassen, und die Großen nach Luther — Spener, Francke, Zinzendorf — mühen sich treulich, dem Evangelium gehorsam, gerade die Gemeinschaft zu fördern. Ohne Gemeinschaft wäre der deutsche Glaube und jeder andere zerflossen; aber das Christentum hat ihm zur Gemeinschaft und damit zur Rettung von den Gefahren seiner eigenen Art geholfen.

Immer wieder kann die Geistesgeschichte von der fruchtbaren Vereinigung zweier Mächte berichten, die, verschiedener Herkunft, sich zu Glück und Kraft miteinander vermählt haben. Die Verschmelzung von deutschem Glauben und Christentum ist eine der schönsten und fruchtbarsten unter diesen Verbindungen, und eine der innigsten. Beide geben und empfangen, beide tauschen ihre Seelen; in deutscher Frömmigkeit findet das Evangelium seine zarteste Hege und Pflege, dafür rettet es die deutsche Frömmigkeit vor dem Zerfließen ins Ungestaltete, das ihr droht, und die solcherweise vor ihren eigenen Gefahren gerettete deutsche Innerlichkeit trägt nun dem Evangelium nicht in äußerer Pflichterfüllung, sondern aus aufquellendem Herzensdrang ihren Dank ab. Und wieder offenbart sich uns der einheitliche Zug einer großen Fülle von Äußerungen deutscher Frömmigkeit. In unbefohlenem Spiel grüßt mit aller kindlichen Andacht das deutsche fromme Gemüt den Heiland und schmückt ihm Krippe und Kreuz, wie es die Liebe nur kann — vom Dichter des „Heliand", des Heerkönigs Jesus an, über die fromme Volksdichtung, die Jesus und seine Mutter, seine Güte und sein Leiden verinnigt, bis zur Christmette, die das steirische Bauernbübel so heimwehselig erzählt. Was alles ist in diesen Kreis zu beziehen? „Es ist ein Ros' entsprungen" und „Vom Himmel hoch, da kom ich her", die Matthäuspassion, das schluchzende „crucifixus" aus Bachs h-moll-Messe, die namenlosen Zither- und Krippenspiele im Altbayrischen, aus denen eine heilige Nacht heraufblüht, wie nur die Liebe und Sehnsucht sie erdenken kann; der Gekreuzigte in der Nördlinger Kirche, das „Haupt voll Blut und Wunden", von tausendfach neugeborener Liebe und Treue gebildet. Deutsche Gottesgedanken müssen immer irgendwie beim „Heiland" münden (kein Volk kennt ein innigeres Wort für ihn als dieses), und so fern steht kaum ein Außenseiter, kaum ein Feind des Hergebrachten, daß er, obgleich voll Ablehnung gegen das Christentum oder seine jeweilige Zeitform, nicht doch entweder in Sehn-

sucht nach Jesus geblickt oder an ihm vorüberschreitend mindestens in echter Ehrfurcht den Hut vor ihm gezogen hätte. Fast ist es, als ob der in hundert Formen gestaltete, unter hundert Gestalten sich oft befehdende deutsche Glaube in der Ehrfurcht vor, ja in der Liebe zu Jesus und in der Bejahung seiner Botschaft doch noch seinen Einigungspunkt finden könnte.

Der deutsche Glaube und die Zeit.

Wenn anders deutscher Glaube noch am Leben ist und gedeihen kann! Denn er ist seit geraumer Zeit in Gefahr. Hat uns die Innerlichkeit als Wesen deutschen Glaubens, ja überhaupt des deutschen Lebens gegrüßt, so wär's unehrlich, nicht auch das zu nennen, was diesem Wesen fremd und feind und dennoch in unserem Volk immer wirklicher geworden ist. Es sind allem Zweifel entzogene Erfahrungen, daß sich im Volksganzen ein Zug zum Luxus und zur Über-, in weiten Kreisen zur Alleinwertung des Genusses geltend macht; daß die Technik ihre nützlichen, aber doch nur äußeren Werke als die höchsten deutscher Arbeit preist; daß der Handel und sein Symbol — ja mehr als sein Symbol: sein Sinn und Wesen — das Geld, zum höchsten Wert zu werden sich anschickt, kurz gesagt: daß seit dem 19. Jahrhundert der deutsche Geist in einer Umformung begriffen ist, die seine alte Wesenhaftigkeit mit Fremdem zu erfüllen strebt. Deutsche Innerlichkeit wird von undeutscher Äußerlichkeit verdrängt.

Davon bleibt kein Gebiet des deutschen Wesens frei; der Glaube erst recht nicht, der mit der Innerlichkeit lebt und stirbt. Wenn die Grenze zwischen Glauben und Wissen wieder fließend und unbekannt geworden ist, wenn Religion wieder bei männiglich als Lehre und Gedankensystem gilt, wenn Glaube in Büchern, ordine geometrico oder auf eine andere nur dem Verstand genügende Art bewiesen oder widerlegt wird, so ist seine Innigkeit, das ist sein Eigenadel, verloren gegangen; und so droht es gegenwärtig. Auch macht die deutsche Frömmigkeit zu ihrem Schaden fremde Anleihen: sie beginnt lärmend zu werden und englische Gebetsmarschrhythmen vor deutschen andächtigen Weisen zu lieben, und arm geworden in ihren künstlerischen Ausdrucksmitteln, mußte sie entlehnen und geriet richtig auf das undeutscheste, uninnerlichste Vorbild: der deutsche Fromme muß



sich heute seine Kirche mit — byzantinischen und byzantinisierenden Scheinmosaiken „schmücken" lassen, dem Hohlsten und Kältesten, was die kirchliche Kunst je zu Tage gefördert hat. Es ist schier auf allen Gebieten, als sollte das bodenständige, mit tausend feinen Wurzeln in allen Zeiten in allen deutschen Gauen von der Etsch bis an den Belt verwurzelte deutsche Eigenwesen ausgerissen und die deutsche Welt zu einer Provinz der internationalen Kultur entweiht werden, und die deutsche Frömmigkeit leidet an ihrem Teile mit.

Aber nach dem Dreißigjährigen Krieg gab es immer noch Männer wie Paul Gerhardt und Grimmelshausen, Angelus Silesius und Logau, die die deutsche Art nicht sterben ließen; auf die Zeit der Vernünftler, die sich gar allmächtig gebärdete, folgte der Tag der ewigkeitsstarken Deutschen, Kant und Schiller, Fichte und Stein und Arndt und welche Namen in diesen Kreis gehören — so wurde damals der deutsche Glaube gerettet. In der Zeit des großen Niederganges des deutschen Wesens seit dem vorigen Jahrhundert — bei wem beruht hier Hoffnung und Heil? Wir sind nicht völlig verarmt und entdeutscht. Hinter den lauten Pathetikern der Kunst grüßen die Innerlichen und Andächtigen, Thoma, Steinhausen, Böhle, und unser Jüngster, Rudolf Schäfer, bietet uns rechtschaffenen Augentrost. Brahms' innige Lieder, Lagardes zornige Mahnungen gewinnen allmählich die, nach denen sie begehren. Auch wissen wir, daß gerade in allem Greuel der Zeit der deutsche Glaube sich wieder zu entfalten begehrt. Zwar ist das Wort von der religiösen Wiedergeburt Deutschlands durch den Krieg gewiß eine gefährliche Redensart. Aber bei manchem hat sich der deutsche Glaube wieder auf seine Eigenart besonnen, und es mögen nicht wenige Feldsoldaten heimkommen, die im fremden Land ihr heimatliches Wesen wiedergefunden haben, und andere, denen die Seele nicht bloß mit Entsetzen und Bitterkeit, sondern mit heimlich innigem Gotterleben gefüllt worden ist, das nur leise lebt und von Natur schweigsam ist, das aber eben doch Leben und Kraft bedeutet. Auf ihnen und ihresgleichen beruht eine große deutsche Hoffnung. Denn deutsche Innerlichkeit und Ursprünglichkeit — eben der kostbare Schatz, der uns vor anderen Völkern reich macht — ist immer am sichersten vom deutschen Glauben umschirmt worden, und es wird mit dem deutschen Glauben das deutsche Wesen selbst fallen oder gerettet werden.



Date Due



Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase

Prag

Die deutsche S[illegible]
G[illegible]

Von W[illegible]

Preis geheftet [illegible]

„Ein einheitlicher Schulgedan[illegible] für Österreich und Deutschland! Das ist das Buch, das das gesamte deutsche Volk, wo es auch wohnt, braucht. Es umfaßt die Gegenwart, die Vergangenheit und weist in die Zukunft. Es geht hindurch durch alle Verwirrnis der Bildungsziele der letzten Zeit, es erhellt und umfaßt alle Schulnot mit einem einzigen kraftvollen Gedanken; es räumt auf, es klärt die dumpfe Schulluft. Man war längst müde geworden vom Tagesstreit langweiliger Schlagwörter, von der Eigensucht der Bildungsparteien und der Fachmeinungen. Man sehnte sich wahrhaft nach einer einzigen großzügigen Grundlinie. Hier ist sie von Wilhelm Schremmer gezeichnet. In seinem Werke kommt ein einheitliches, volkstümliches deutsches Bildungsziel zum Durchbruch. Es wird siegen. Das Buch erfaßt die Träume Tausender, viele werden das Buch mit dem Gedanken aus der Hand legen: ja, das wollten wir!“

Schaffender Sprachunterricht im Dienste stilistischer Ausbildung.

Von A. Bessiger.

Preis geheftet Mk. 3.40, gebunden Mk. 3.70.

„Bessigers Schrift ist durchaus auf zeitgemäße Forderungen eingestimmt. Sie zeigt, wie von der Unterstufe bis zur Oberstufe der gesamte Deutschunterricht vor Zersplitterung bewahrt und zu einer organischen Einheit zusammengefaßt werden kann. Überall findet die Selbstbetätigung der Schüler die ihr gebührende Beachtung.“ (Bremer Schulblatt, 1916, Nr. 8.)

Alle Preise verstehen sich zuzüglich eines 20%igen Kriegsteuerungszuschlages.

Druck von A. Haase, k. u. k. Hofbuchdrucker, Prag Annahof.